

Die Deutsche Freiheit

Einzige unabhängige Tageszeitung Deutschlands

Nr. 275 — 2. Jahrgang

Saarbrücken, Sonntag Montag, 9.10. Dez. 1934

Chefredakteur: M. Braun

Ein Arzt, der sich schämt	Seite 2
Clemenceau's Saarfrenzen	Seite 3
Illegales Bericht aus Oesterreich	Seite 4
Statt Fuetwängler - der Acmeemusikinspizient	Seite 7

Kriminelle Reichspolitik

Welches Verbrechen ist solchen Machthabern nicht zuzutrauen?

Schon oft ...

Das verzögerte Dementi

Mit einigen Tagen Verspätung ist nun folgendes amtliche Dementi erfolgt:

In einzelnen Auslandszeitungen wird ein angebliches Testament des erschossenen Gruppenführers Ernst zur Entstehung des Reichstagsbrandes veröffentlicht. Es handelt sich bei diesem angeblichen Testament um einen aufgemachten Schwindel, wie er uns im allgemeinen aus der Emigrantenpresse seit langem bekannt ist. Es bleibt nur bedauerlich, daß auch ernsthafte ausländische Zeitungen dieses Machwerk ihren Lesern ohne jeden Vorbehalt vorlegen können, trotzdem sie eigentlich wissen müßten, daß ähnliche Dokumente schon oft in der Emigrantenpresse veröffentlicht worden sind, von denen sich dann herausgestellt hat, daß sie erfunden waren. Auch in diesem Falle handelt es sich um eine Fälschung an derbster Art, die sich in den Augen unbefangener Leser von selbst richtet.

Ohne Hinweis auf die gefürchtete „Emigrantenpresse“, die diesmal gar nicht das Verdienst für sich in Anspruch nehmen kann, geht es nun einmal nicht. Es ist „aufgemachter Schwindel“, daß die Emigrantenpresse ähnliche Dokumente schon oft veröffentlicht habe, von denen sich später herausstellte, daß sie frei erfunden waren. Das Dementi nennt nicht einen einzigen Fall und kann keinen nennen.

In den Augen unbefangener Leser richtet sich nicht das Pariser „Journal“, das die Rechte des Ernst mit der faktisierten Unterschrift des Ernst veröffentlicht hat, sondern eine Reichsregierung, die auf so schwerwiegende Vorwürfe — und sie werden seit dem Tage des Reichstagsbrandes in der großen Presse aller Länder von den ernsthaftesten Leuten erhoben — mit einem so jämmerlichen Dementiverwehrt antwortet.

Das Dementi verweigert übrigens, daß weitere Originaldokumente des Ernst, so kein gepfeffertes Brief an Heines, in die Öffentlichkeit gelangt sind. Niemand ist in der Lage, einen Brief wie diesen zu erfinden.

Der M.-Gruppenführer Ernst kann nur wegen gefährlicher Mitwisserschaft am Reichstagsbrand und anderen Verbrechen bestraft worden sein. Wie unzufrieden er auch mit Hitler, der in seinen und seiner Soldnerkreunde Augen ein Verräter war und wie eng er auch mit Röhm verbunden sein mochte, an irgend welchen Putschvorbereitungen zum 30. Juni war Ernst nicht beteiligt.

Nach einer offiziellen Meldung ist Ernst in Bremen verhaftet worden, als er sich mit seiner jungen Frau gerade zur Weihnachtsreise einschiffen wollte. Während angeblich seine M.-zum Vorkopf gegen den „Nährer“ mobilisiert wurde! Aber nehmen wir selbst an, er hätte das Mischen des angeblichen „Putsch“ vorangesehen und hätte aus dem Reich fliehen wollen. Dann hätte er unter seinen Umständen einen deutschen Seeboten und ein deutsches Schiff gewählt, an dessen Bord er noch immer auf deutschem Boden war

und auf Grund eines Junkspruches hätte verhaftet werden können.

Nein, so dunkel auch noch Manches um die Mordtate des 30. Juni — die Totenliste fehlt immer noch — geblieben sein mag: Im Falle Ernst liegt die Aufklärung schon seit langem vor der Welt. Er gehört zu denjenigen, gegen die, wie Hitler sich ausdrückte, Göring die Aktion aus eigener Initiative erweiterte. Göring ließ den neben Röhm am Reichstagsbrand am meisten beteiligten Ernst umbringen. Auch Goebbels, ebenfalls einer der Urheber der Brandstiftung, wäre erledigt worden, wenn er sich nicht in das Flugzeug Hitlers gelüftet und mit diesem zur Abblatung Röhm und Heines nach München geflogen wäre.

Das alles ist nichts Neues. Es wird nur behätigt durch die Niederschriften des Ernst.

Die Reichsregierung, die bewußt Unschuldige wie Torgler und Dimitroff vor das Reichsgericht stellen ließ, hat nicht gewagt, einen einzigen der angeblichen Verschwörer des 30. Juni vor irgend ein Gericht zu stellen. Sie wurden ohne Vernehmung und ohne Vernehmung stumm gemacht. Man wußte warum.

Ein Dementi der Hauptschuldigen muß angefertigt der furchtbaren Tatsache nicht sagend sein und richtet sich in der Tat in den Augen unbefangener Leser von selbst.

Reichsamtllicher Geldstrankknacker Man bleibt im gleichen Stil

Gerade am Tage des bitterdeutschen Dementis in Sachen Reichstagsbrand gab der bitterdeutsche Rundfunk einem Geldstrankknacker das Wort, der im Auftrag der reichsamtllichen Saarrpropaganda gearbeitet hat. Ein bisheriger Angestellter der französischen Grubenverwaltung — Bild heißt der Ehrenmann, der leider Reichsdeutscher ist — rühmte sich, daß er Wachabdrücke von Geldstrankknackern genommen, Nachschlüssel habe anfertigen lassen und dann Dokumente aus zwei Geldstranken der französischen Grubenverwaltung gestohlen habe. Also Einbruch unter schwersten Umständen!

Wir haben politisch mit diesen Dingen nichts zu tun, und haben keine der gehobenen Dokumente, deren Veröffentlichung bitteramtlich angeordnet wird, zu fürchten.

Wir stellen nur die Frage: welches kriminelle Verbrechen ist eigentlich den Agenten Hitlerdeutschlands und ihren Agenten nicht zuzutrauen?

Maria Carzenius fliehl für die reichsamtlliche Propaganda im Volkssprektrum zu Saarbrücken und J. Bild raubt im Dienste reichsamtllicher Auftraggeber die Geldstranke der französischen Grubenverwaltung aus.

Nach dem Zuhälter Horst Wessel und dem polnischen und französischen Spion Schlageter treten zwei neue Nationalhelden in das braune Parteipantheton ein.

Was will England?

Betrachtungen zur Rüstungsdebatte im Unterhaus

O. G. London, Anfang Dezember.

Als Winston Churchill und seine Freunde einen Antrag zur Debatte über die Thronrede einbrachten, in dem sie verstärkte englische Rüstung, vor allem zur Luft forderten, hat zunächst niemand diesem Antrag besondere Bedeutung beigemessen. Man dachte, es handle sich hier um einen der üblichen Vorkämpfe des rechten Flügels der Konservativen, den die Regierung mit einigen entgegenkommenden Worten abspesen werde. Aber dann wurde plötzlich verkündet, daß Baldwin und Simon die Gelegenheit benutzen würden, um wichtige Erklärungen über die deutsche Rüstung abzugeben, daß Simon den deutschen Botschafter v. Hoersch zu sich gebeten habe, daß der englische Botschafter in Berlin bei Neurath war und auch um eine Unterredung mit Hitler nachgesucht habe. Nun wußte man, daß eine hochbedeutende Debatte zu erwarten war, die wichtige politische Entscheidungen bringen könne. Hätte nicht die Prinzenhochzeit gerade in diesen Tagen ganz England in Bann gehalten, die Sensation wäre noch größer gewesen.

Mit Spannung sahen alle politisch Interessierten dem Tage entgegen. Nicht wenige Franzosen hofften, daß jetzt die englische Regierung Deutschland wegen seiner Vertragsverletzung in den politischen Anklagezustand versetzen würde. In Deutschland war man besorgt, war doch die unfreundliche Aufnahme Ribbentrops in London kein gutes Vorzeichen. Als man dann am Donnerstag die Berichte über die Debatte las — war man so klug wie zuvor. Es war eine würdige, hochstehende Debatte, würdig der besten Traditionen dieses Parlamentes, das die Parlamente aller anderen Länder turmhoch überragt. Die Reden von Churchill, Baldwin, Simon, Lloyd George, Boothby usw. waren verantwortungsbewusste ernste Reden. Leider hatte die Labour Party nicht Major Attlee sprechen lassen, der etwas von Außenpolitik versteht, sondern den menschlich wundervollen, aber außenpolitisch völlig wirren alten Lansbury, der alle Dinge von der sentimentalsten Seite anspricht, und Morgan Jones, einen zweit- (oder dritt-) rangigen Politiker. Doch davon abgesehen, es war eine ausgezeichnete Debatte. Nur weiß man nicht recht, was mit ihr bezweckt wurde. Schon am nächsten Tag setzte das Kabinet raten ein. Was will die englische Regierung eigentlich? So fragte ein Engländer den anderen (falls ihm die Hochzeit dazu Zeit ließ). Was will die Regierung? So fragte die Presse? Was will England? So fragte man sich in Frankreich. Was will England? So fragte sich Deutschland. In Paris war man etwas enttäuscht, aber doch nicht ganz. In Berlin war man etwas erleichtert, aber doch etwas beunruhigt. Ja, was will England?

Churchills Rede war klar. Er will englische Aufrüstung, er will Deutschland politisch isolieren, er will ein Militärbündnis mit Frankreich und sogar mit dem von ihm so gehaßten Rußland; denn jetzt sei Nazi-Deutschland der gefährlichste Feind. Aber was will die Regierung? Darauf allein kommt es an.

Betrachtet man die Debatte als Gesamtheit und besonders Baldwins Rede, so schließen sich die folgenden Gedanken heraus:

1. Alle Redner, ohne Ausnahme, beschäftigten sich mit Deutschland, alle sahen nur im Nazi-Reich den möglichen Gegner. Selbst Lloyd George, der so oft den Nazis Hilfsstellung leistete — und auch diesmal von ihnen wieder als Bollwerk gegen den Bolschewismus sprach — sah nur Deutschland, kein andres Land als möglichen Gegner.
2. Die beiden englischen Minister, die in der Debatte sprachen — es sind die wichtigsten Minister des Kabinetts — erklärten zum ersten Male offiziell, daß Deutschland vertragswidrig aufrüste.
3. Baldwin und Simon gaben Deutschland zu verstehen, daß sie trotz der Geheimnistuerei über Details der deutschen Rüstung informiert seien.
4. Baldwin betonte im Namen der englischen Regierung, daß England die feste Absicht habe, sich von der deutschen Luftflotte nicht überflügeln zu lassen.
5. England beabsichtigt nicht, Deutschland der Vertragsverletzung anzuklagen und gar irgend etwas dagegen zu unternehmen.
6. England ist bereit — und es wird Frankreich in der gleichen Richtung zu beeinflussen suchen — die bisherigen deutschen Geheimrüstungen als vollendete Tatsachen anzuerkennen, wenn Deutschland die Geheimnistuerei aufgibt und in den Völkerbund zurückkehrt.

Das waren die Kernpunkte der Reden. Alles andre war Beiwerk. Welches ist nun die politische Absicht, die dem allen zugrunde liegt?

Zum Sturze des Oberpräsidenten Brücker Das Niederschlagen der Sozialradikalen

Berlin, 8. Dezember.

Die Abiegung und Ausstoßung des Oberpräsidenten und Gauleiters Brücker in Schlesien wird viel mehr erfordert als die endgültige Kalkulation Gottfried Feders, weil man in Brücker einen der Herde des aktiven Widerstandes gegen den sozialreaktionären Kurs Hitlers vermutet. Es wird erzählt, daß Brücker einer der Hauptbeteiligten an einer Sitzung sozialistischer Pa. gewesen sei, die Hitler von seinem letzten Kurs abbringen wollten. Es soll sich hauptsächlich um süddeutsche prominente Nationalsozialisten handeln, die mit Brücker verbunden waren. Es wird behauptet, daß Brücker verhaftet worden sei. Auch erzählt man sich schon, er sei erschossen worden, indes er das einseitige ein unbehätigtes Gerücht, wie denn überhaupt seit einigen Tagen die Gerüchte noch zahlreicher geworden sind als bisher.

Behauptungen, daß schon vor der Festnahme Brückers in Bayern handrechtliche Erschießungen rebellischer Nationalsozialisten stattgefunden hätten, gehen von Mund zu Mund und werden allgemein geglaubt. Es ähnet sich darin das Mißtrauen gegen das Regime und die jedem fühlbare Spannung zwischen Regierung und Volk, nicht zuletzt auch zwischen den regierenden Persönlichkeiten und ihren Unterführern in der NSDAP.

Nach einer Version soll Brücker, als er die Gewißheit seiner Abiegung erlangt hatte, nach Berlin geflohen sein, um sich vor Hitler persönlich zu rechtfertigen. Als er landete, sei er festgenommen worden. Das Parisergericht in München habe auf Grund weittragenden Materials, zu dem auch Verbindungen mit der „Schwarzen Front“ Dr. Otto Strokers gehörten, den Gauleiter Brücker zum Ausschluss aus der Partei verurteilt. In diesem Zusammenhang wird von Kundigen auch wieder behauptet, daß Hitler nur noch für einen kleinen Kreis von Getreuen seiner nächsten Umgebung und einige hohe Reichswehroffiziere zugänglich sei und Beziehungen zu irgend welchen kritisch gestimmten Unterführern nicht mehr habe, weil diese ihm planmäßig ferngehalten würden.

Der überraschende Besuch Hitlers bei dem Generalfeldmarschall von Mackensen zu dessen 85. Geburtstag wird in politischen Kreisen als eine Bestätigung der engen Beziehungen zu den Reichswehrkreisen aufgefaßt, die jede Gelegenheit benutzen, um den „Führer“ und Reichsführer als den getreuen Eckhart des Heeres auftreten zu lassen und so der Offizierskaste zu zeigen, daß sie und nicht die Talmingenerale der Parteiämter die Staatswaffe zu führen haben.

(Fortsetzung siehe nächste Seite)



FÜR DEUTSCHLAND GEGEN HITLER

Widerhall in Frankreich

Clemenceaus Saarfranzosen

Die „Saar-Volksstimme“ legt ihre aufsehenerregende Enthüllungen über Clemenceaus Saarfranzosen fort. Das heute von dem Blatte veröffentlichte Dokument hat in den Kreisen der „Deutschen Front“ besondere Bekürzung hervorgerufen. Es handelt sich nämlich um eine Eingabe einer Anzahl von Gemeinden des Kreises Saarlouis an niemanden anders, als an den verhorrenden Schöpfer des Versailler Vertrages Georges Clemenceau selbst. Dieses Dokument ist von einer großen Anzahl von Komitien unterzeichnet, deren Angehörige heute die meisten deutschen Männer, die die Saar den Klauen des landfremden und undeutschen Diktatorregiments entreißen wollen als „Vandensperräter“ und „Separatisten“ beschimpfte. Das Schreiben an Clemenceau hat folgenden Wortlaut:

Herrn Ministerpräsidenten Georges Clemenceau
Paris.

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident!

Die bodenständige Einwohnerschaft des Cantons Oberelsch für Niedaltdorf, Kerprich und Großhemmerdors, Bieringen, Führweiler, Oberelsch und Guerslingen, vereinigt sich, um im Anschluß an ihre Brüder des Cantons Jittersdorf Ihnen, Herr Ministerpräsident, ihre Wünsche darzubringen.

84 Prozent der bodenständigen Bürgerschaft des Cantons sind französischer Abstammung und hatte bis in die letzten Tage die feste Zuversicht, nicht von seinem Mutterlande, das sie reiche Frankreich, verlassen zu werden, sie hoffte auch, nicht von Lothringen getrennt zu werden.

Wir wollen nicht länger dem Laude angehören, das uns vor hundert Jahren gewaltsam annektierte und uns durch brutale Gewalt denaturalisierte.

Wir wollen keine Trennung von Lothringen, mit dem uns tiefe kulturelle, wirtschaftliche und familiäre Bande verknüpfen.

Wir wollen vor aller Welt bekennen, daß wir eingebend unserer Vorfahren treue und loyale Franzosen werden wollen, geküßt auf die Geschichte, unser Recht und die herkömmliche Volkswirtschaft unserer lieben engeren Heimat.

Nur so können wir Vertrauen hegen, daß wir endlich und für alle Zeiten von der preussischen Bedrückung befreit werden, nur dann haben wir eine unser heimischer Herd und unsere Scholle auf immer Gewährleistung, daß unsere religiösen Institutionen, gegen den Furor Teutonico geschützt werden sein.“

Dieses landesverräterische Schreiben ist, wie die „Saar-Volksstimme“ berichtet, von einer ganzen Reihe von Personen, die heute in der „Deutschen Front“ der in Frage kommenden Drischaffen eine führende Rolle spielen, unterzeichnet worden. Die Namen dieser Deutschfrontler sind von dem Blatte namentlich aufgeführt.

Reichstagsbrandstifter

Und was dazu gehört

Die Reichsregierung jagt ihre Polizei hinter allen ausländischen Zeitungen her, die die Verichte des Reichstagsbrandstifters Ernst veröffentlichen. Nicht nur französische, sondern auch englische Zeitungen wurden im Reich beschlagnahmt. Dennoch gehen die Verichte und der Brief des Ernst drüber schon von Hand zu Hand.

Es mehren sich die gleichgeschalteten Zeitungen, die glauben, etwas zur Vertuschung schreiben zu müssen. Dabei darf man ruhig voraussagen: jeder dieser Untergebenen der noch in Ministersejeln sitzenden Brandstifter weiß so gut wie wir, wer das Reichstagsgebäude angezündet hat.

Auch der Chefredakteur der „Saarbrücker Zeitung“ weiß es. Trotzdem quält er sich ein paar Zeilen ab. Er wagt auf seine Art. Dazu hat gerade er alle Verantwortung. Wenige Tage nach dem 30 Juni wußte er ganz genau zu berichten, daß sein Herr und Meister nur 40 bis 50 Volksgenossen in den Hades geschickt habe. Dann hat der Führer des 30. Juni im Reichstage allerdings 77 „Tötungen“ zugegeben, freibleibend und Irrtum vorbehalten.

Der Chefredakteur der „Saarbrücker Zeitung“ hat sich auch damit abgefunden. Die genaue Totenliste fehlt immer noch. Auch von den angeforderten Gerichtsverfahren hat nicht ein einziges stattgefunden, obwohl sich der „Führer“ und Reichskanzler vor verammeltem Parlament mit seinem — mit Respekt zu sagen — Ehrenwort für solche korrekte Erledigung verbürgt hat.

Zwischen wem man, daß mindestens 1184 irgendwie und irgendwo unter „Heil Hitler“ abgetnakt und eingeschert worden sind.

Wir haben Leute, wie den erwähnten Chefredakteur, weil sie aus purer Feigheit und Verlogenheit zum Schaden der nationalen Ehre die Wahrheit verschweigen und das Volk gräßlich täuschen, gelegentlich hart aber treffend Jubälter von Rördern genannt.

Die Herren sind auch Jubälter von Brandstiftern, weil sie die Urheber des Reichstagsbrandes schüben und schweigend zulassen, daß Opfer dieser Brandstiftung wie Torgler, Wierendorf, Diefel, Käfer, Schumacher, Thälmann, Heilmann und andere, darunter viele Kriegsteilnehmer unschuldig in Kerker und Konzentrationslagern sitzen, so mancher von den Blutgefeßen der Götting und Konforten sich geschlagen.

Rindisch anzunehmen, daß der Tag des Gerichts für die Mörder und Brandstifter nicht käme. Solche Schandtat sind — die Geschichte lehrt es — früher oder später gesühnt worden, und das kommende Volksgericht, so nahe oder so ferne es sein mag, wird die Jubälter krimineller Machthaber gewiß nicht vergessen. Zeitungsbände sind gute und zuverlässige Registraturen.

(Von unserem Korrespondenten)

Paris, den 7. Dezember.

Der der französischen Regierung nahestehende

„Petit Parisien“

schreibt, daß in den Kreisen der Völkerverbündelungen, wie überhaupt bei all den Persönlichkeiten, die sich mit der Saarfrage beschäftigen einheitlich die Auffassung herrsche, daß das Kühne und geschickte Benehmen des französischen Außenministers Cavaal mit einem Schlage das gefährliche Ereignis der Saarabstimmung auf ein Terrain geleitet habe, das unbedingt sicher sei. Der zuversichtliche Optimismus von Cavaal der in wenigen Tagen so bedeutende Dinge zuwege gebracht habe, sei ansteckend gewesen. Er habe ganz Genf besonders von dem Augenblick ab gewonnen, wo man bestimmt wußte, daß Deutschland keine Einwendungen gegen die Annahmlichkeit eines internationalen Truppenkontingents in der Saar machen werde.

Saint-Brice stellt im

„Journal“

fest, daß der erste Erfolg der Haltung Cavaals die Wiederbeziehung Englands in die kontinentalen Berechnungen sei. Er sagt: „Wir waren über die grundlegende Verschiedenheit des englischen und unseres Temperaments auf tiefste erschüttert. Ist es nicht das Verdienst Cavaals, diese Gegenläufigkeit der Temperamente beseitigt zu haben? Der britische Imperialismus ergeht sich in Widersprüchen. Er will gleichzeitig die Abrüstung und die Machtüberlegenheit, die internationale Solidarität und die Handlungsfreiheit. Die Saar-Exzelsus ist nur ein kleiner Beweis der Hemmungen, die sich daraus ergeben.“

Pierre Vernus

hält die Aufrechterhaltung des Status quo in der Saar für die beste Lösung. Er schreibt im „Journal des Debats“, als Cavaal erklärte, die Saar sei ein internationales und kein französisch-deutsches Problem, habe er nur eine Wahrheit gesagt, auf der dieses Blatt immer bestand. Er hätte auch mit seinem Vorschlag, die Ordnung in der Saar durch ein internationales Truppenkontingent aufrecht zu erhalten, recht. Auch gegen die Tatsache, daß französische Truppen in diesem Kontingent nicht vertreten seien, sei keine Einwendung zu erheben unter der Voraussetzung, daß die Organisation dieser internationalen Volkstruppe auf sei und daß das Heil von Frankreich nicht als Uninteressiertheit ausgeleitet werden könne. Das letztere sei sehr wichtig. Es wäre absurd zu sagen oder zu glauben, daß nicht eine große Zahl Saarländer für den Status quo stimmen könnten. Man sollte unter keinerlei Vorwand diejenigen Saarländer, die unter dem Schutze des Völkerverbundes leben wollen, entmischen. Und man müsse aus den verschiedensten Gründen der allgemeinen Ordnung hinzuweisen, daß die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes in der Saar für den internationalen Frieden eine glückliche Lösung bedeuten würde.

Der gleichen Auffassung ist der

„Populaire“,

denn dort schreibt Andre Verax: „Wir verbergen es nicht und wir haben es niemals verborgen, daß wir lebhaft wünschen, bei der Abstimmung im Januar mögen die Status-quo-Anhänger siegen. Das entspricht dem gerechtfertigten Wunsch der sozialistischen, kommunistischen und antibitlerischen Arbeiter der Saar, wie auch der Stellung

der Internationale und der Föderation Internationale. Niemand kann wünschen, daß die Saar, das einzige Stück deutscher Erde, das bisher von der hitlerischen Barbarei verschont ist, von ihr unwiderrücklich verlichungen wird.“

Wir sind durch unsere Kampferbundenheit mit unseren Saargenossen und durch unsere hartnäckige Gegnerschaft gegen den Nationalismus Anhänger des Status quo.

Durch die Angliederung an Deutschland wird das Saar-volk jede Freiheit, jedes Selbstbestimmungsrecht verlieren. Nur der Status quo wird ihm dieses Recht retten. Und wir können uns um so mehr die Forderung der saarländischen sozialistischen Partei zu eigen machen als die Genfer Vereinbarung die drohenden internationalen Verwicklungen und den Krieg in weite Ferne gerückt haben, die bis gestern unsere Haltung beschränkten und unsere Solidarität hemmten.“ — Im

„Jour“

wirkt Leon Bailby die Frage auf, warum sich an der Stellung des internationalen Truppenkontingents nicht auch die Rumänen, die Polen und die Schweizer beteiligten. Er sagt: „Was man auch von der Abstimmung erwartet — und sie ist noch unsicher — so muß sich jedenfalls die ganze Welt vereinen, um die unvermuteten Gegenstücke unwirksam zu machen.“

Gabriel Verreux schreibt im

„Paris-Soleil“

bei dem Genfer Turnier achte es drei Sieger: Cavaal, den Völkerverbund ... und vielleicht einen, der sich in seinem Grade ein wenig trösten wird ob der Beleidigungen, die er so zahlreich erlitten hat: Kristide Irland. Möge die Lösung der jugoslawischen Frage diesen dreifachen Sieg bestätigen.

Zwei Kompanien Engländer

London, 8. Dezember.

Das englische Kontingent für die Saar wird aus zwei Kompanien unter dem Befehl eines höheren Offiziers bestehen, der die für diese delicate Aufgabe notwendigen Eigenschaften und Erfahrung besitzen wird. Der Kriegsminister wünscht, daß dem Kabinett umgehend eine Kandidatenliste vorgelegt wird. Generalmajor Temperley wird von der Genfer Konferenz Anfang nächster Woche nach London zurückkehren und die britischen Truppen dürften noch vor Weihnachten an der Saar eintreffen.

Es steht fest, daß nach der Saar ausschließlich Infanterie-Abteilungen entsandt werden, wobei vorwiegend England zahlenmäßig das größte Truppenkontingent entsenden wird. Das Kommando über die internationale Truppe wird der rangälteste Offizier übernehmen, der voraussichtlich wie bei der obersteilischen Abstimmung im Jahre 1921, auch diesmal wieder ein Engländer sein wird.

Wie hoch die Gesamtzahl der internationalen Truppen sein wird, steht noch nicht fest. Die Anzahlen schwanken zwischen 3000 und 5000 Mann.

Mütter, denkt an eure Kinder!

Christliche Frauen verbreiten im Saargebiet folgendes Flugblatt:

Man sagt uns, die deutschen Mütter hätten kein Brot mehr für ihre Kinder. Das wollten wir nicht glauben.

Wir glauben vielmehr, es sei eines der Greuelmärchen, zur Schande Deutschlands von landesverräterischen Emigranten fabriziert. Wir wollten nicht glauben, weil wir Deutschland lieben und auf das Wunder durch seinen Führer hofften. Wir wünschten, mit ihm zu kämpfen und, wenn nicht anders, mit ihm zu leiden, um unserer Kinder Vaterland willen.

Wir wußten, groß ist die Not in Deutschland. Aber so wenig Rom in einem Tage erbaut wurde, konnte der Führer die Schuld der 14 Jahre auf einmal tilgen.

Groß war sein Beginnen, heroisch sein Kampf, verzweifelt mehrte er sich gegen das Heer der Feinde ringsum. Mit zäher Verbissenheit ging er an die Ueberwindung der Widerstände. Unerschrocken sein Mut, riesig seine Energie, himmelstürmend sein Glaube, unerlöschlich seine Liebe zum deutschen Volke. So erlitten er uns.

Schrecklich muß deshalb die schlaflose Nacht des Führers sein, der fest, von den Treuesten entblößt, erkennen muß:

Ich schaffe es nicht

Wir wissen, wie schon seit geraumer Zeit der Zweifel an seinem Herzen nagt. Wir wissen, wie viele aus seiner nächsten Umgebung in erbärmlicher Konjunkturlosigkeit nach Anschlag angeln. Wir fürchten, bald in der Tag gekommen an dem der Führer dascht, wie ein anderer Großer vor fast 2000 Jahren, ganz allein. Der Tag scheint nicht mehr fern, an dem die Menne, die noch vor kurzem ihr Hosianna schrie, das „Kreuzige!“ fordert.

Er schafft es nicht

Wir alle wollten heim zu ihm, dem Führer, den uns Gott geschenkt hat. Wir alle wollten ihm unser Beites und Heiligtes, unsere Kinder bringen. Verraten haben ihn, auf die er baute. Verraten haben ihn, denen er vertraute. Sie haben schon im voraus vertan, was er zu schaffen suchte. Jetzt haben sie

kein Brot mehr für ihre Kinder

Daß das kein erfundenes Weisheitswort ist, sondern bittere Wahrheit, davon mühten wir uns alle überzeugen.

Der „Alemanne“, die nationalsozialistische Zeitung Ober-Saargau, bringt in einer seiner Nummer folgenden Aufsatz:

Brottsammlung!

Am 16. und 17. November sammelt das Winterhilfswerk für die hungernden Volksgenossen Brot. Schwer liegt die Not über dem Land. Gamauscher Familienvater weiß nicht, wie er das tägliche Brot für seine hungernden Kinder beschaffen soll. Aber das W.H.W. jetzt, und das deutsche Volk ist heute im nationalsozialistischen Staat eine Not- und Schicksalsgemeinschaft. Die Sorge des einzelnen ist die Sorge des ganzen Volkes. Kein ausländischer Deutscher verschließt sein Herz, wenn der Sammler um Brot für die Hungernden bittet. Das Brot soll aber aus deutschen Händen in durchsichtiges Papier eingewickelt sein, denn manchen Hand lakt es an, bis es auf dem Tisch des hungernden Bruders liegt, daß heißt:

Es sammeln Brotreste für die Armen

Mütter, so arsch die Liebe zu unserem Führer ist, größer muß die Verantwortung gegenüber unseren Kindern sein. So heißt unsere Herzen für Deutschland schlagen, heiliger ist uns der Name Raum Saargebiet, wenn er uns Brot für die Kinder gibt. Es ist nicht Treulosigkeit gegenüber dem Manne, der sein Bestes einsetzt, nein, nur Mutterpflicht, wenn wir unsere Kinder vor dem Schicksal der Kleinen in Deutschland bewahren wollen.

Aus dieser Pflicht heraus rufen wir Euch: Bleibt, was Ihr immer gewesen seid.

Deutsch und frei

Gütel Euch aber, daß die, die den Führer verrieten, Euch und eure Kinder ins Verderben führen.

Unsere Kinder sind unsere ganze Hoffnung. In unsere Hände ist ihr Schicksal und damit das des Landes gelegt. Halte das kleine Land an der Saar frei von den bösen Menschen, die alles Gute, das der Führer geschaffen hat, zerstören. Dann erhalten wir unsere Kinder.

die Heimat und das für sie notwendige Stückchen Brot

Wir wollen heim, heim ins Reich, aber erst wenn der Tag gekommen ist. Jetzt aber wollen wir Mütter nur das eine, was der Prophet Dir sagt:

Halte fest, was du hast!

Viele Mütter im Saargebiet.

„Treue um Treue“

Die SA. wendet sich von den Nazi-Zeitungen ab

Der „Völkische Beobachter“ vom 2.3. Dezember bringt an der Spitze der Ausgabe in größter Aufmachung dies:

Treue um Treue

Obergruppenführer v. Jagow:

„Ich erwarte von jedem SA-Mann, daß er die Zeitungen der Partei liest!“

Der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda verbot in diesen Tagen zwei sogenannte Spielfilme weit von dem Kunstempfinden der neuen Zeit in keiner Weise anzusprechen.

Die nationalsozialistische Presse hatte bereits vor diesem Verbot ganz eindeutig scharf gegen diese Nachwerke ihre Stimme erhoben, während das Gros der „bürgerlichen Presse“ instinktiv wie immer oder vielmehr irgendwelchen Interessen dienend, sich nicht schenkte, diese Erzeugnisse einer überwindenen Zeit bis über den grünen Aker zu loben.

Ein Vergleich aus unendlich vielen und gleichen herausgewählt! In der Politik versuchen zwar diese Blätter, sich gleichschaltend, das Gesicht der NS-Presse nachzubilden, doch immer wieder schaut irgendetwas der Verderb heraus.

Diese Instinktslosigkeit wird keine bürgerliche Presse nie verlassen. Doch der deutsche Mann, die deutsche Frau, drängt in dieser Zeit eine instinktivere Presse, eine Zeitung, die ihnen ein absolut verlässlicher Kamerad und Kamerader ist.

Der deutsche Mann will gerade heute die Gesinnungs- und Gesinnungs- und da ist die Geschichte unserer Zeit der Beweis, ist die Presse Adolf Hitlers, die Zeitung der nationalsozialistischen Bewegung.

Obergruppenführer von Jagow appelliert in einem Aufruf in der vorliegenden Ausgabe des „V. B.“ an die SA-Männer der Gruppe Berlin-Brandenburg, dem „Angriff“ und dem „Völkischen Beobachter“, den Kampfameraden in schwerer Zeit, die selbstverständliche Treue zu halten.

Die Partei erwartet weit über diesen Rahmen hinaus, daß der Sieg der Bewegung auch ein Sieg der nationalsozialistischen Presse sein wird.

Man würde nicht so schreiben, wenn es der Nazipresse gut ginge. Am liebsten möchte man wohl die ganze Konkurrenz verbieten lassen wie „sogenannte Spielfilme“.

Rot'e Kreide

Das „Berliner Tageblatt“ berichtet:

Eine Berliner Metallgießerei hat kürzlich einige Arbeiter wegen marxistischer Umtriebe entlassen, und auf die Widerwilligkeit eines Arbeiters hin ist dieser Fall vor dem Arbeitsgericht aufgerollt worden. Die besagte Firma führte zur Begründung der fruchtlosen Entlassung aus, daß am 24. September in der Metallgießerei eine ausgearbeitete Gruppe an einem Gasrohr aufschraubend vorgefunden wurde, die am Gefäß mit farbiger Kreide beschriftet und an der außerdem ein Zettel mit der Aufschrift „wegen Lohn“ anbracht war. In dem Verhalten der beteiligten Metallarbeiter müsse ein besonders übler Mißfall in die früheren Arbeitskämpfe münden“ erblickt werden, und insbesondere die Verwendung roter Kreide lasse auf kommunistische Umtriebe schließen. Der ganze Vorwand lasse keine andere Erklärung zu, als daß die Täter hätten zum Ausdruck bringen wollen, daß der Betriebsführer wegen der vorangegangenen Affordlohnverhandlungen aufgehängt zu werden verdiene.

Der Kläger verfuhrte demgegenüber den ganzen Vorfall als einen harmlosen Vorkommnis hinauszustellen, der keinerlei schädliche Spitze gegen die Betriebsführung enthalte und dem insbesondere feindschaftliche Tendenzen fehle. Das Arbeitsgericht hat die Widerwilligkeit abgewiesen und festgestellt, daß es sich hier um einen sehr üblichen Scherz handele, der nicht ohne eine schädliche Spitze gegen die Betriebsführung sei und auch nicht des Verdachtes marxistischer Umtriebe bedürfe. Der Kläger habe damit in Gemeinschaft mit seinen übrigen Arbeitskollegen gegen die Betriebsführung gegenüber der Betriebsführung und gegen den Gedanken der Betriebsgemeinschaft auf das schwerste verstoßen.

Stiefel

Die neue Liste von Gegenständen, die auf Grund des Gesetzes zum Schutz der nationalen Symbole für unzulässig erklärt wurden enthält u. a. eine Postkarte: „Es ist erreicht“, darstellend einen SA-Mann, der mit einem Hammer auf einen Kraxenmacher schlägt, im Hintergrund ist das Reichstagsgebäude zu sehen; ferner einen Brief u. a. auf dem SA-Männer mit Hakenkreuzabzeichen dargestellt sind, und weiter Kellamemorien für Stiefel, die mit roten die Worte: „Einen bessern findest du nit“ enthalten.

Der Bazar der braunen Stars

Die große Wohltätigkeitsstombola in Berlin

Im Zentrum des Aufbruchs der Nation, in der Reichshauptstadt, wird man am heutigen Samstag ein eindrucksvolles Schauspiel erleben. Zum Zeichen dafür, daß man sich mit dem notleidenden Volke solidarisch fühle, werden die repräsentabelsten Herrscher des „dritten Reiches“ persönlich beim Winterhilfswerk helfen. Man wird Goebbels und Goering im einträchtigen Teie a teie vor dem Hotel Adlon, unter den Einträchtigen, bekennen dürfen, mit dem Sammelbüchlein in der Hand. Auf dem Potsdamer Platz vor dem Columbushaus (bitte, nicht zu verwechseln mit der Marien-Anhalt der Weipart auf der Columbusstraße) wird Frau Magda Goebbels, zärtlich besetzt und lebendigen blauen Auges, ein Scherlein für die Armen erbetteln. Obergruppenführer Brüdnier, des Führers persönlicher Adjutant, Pressechef Dr. Dietrich, der kürzlich die philosophischen Grundlagen des Nationalsozialismus fundierte, und einige Gruppenführer minderen Grades werden vom Brandenburger Tor bis zur Staatsoper auf und ab wandeln und den Passanten Geldbeutel und Briefstücken öffnen.

Brauchen wir zu sagen, daß ganz Berlin auf den Straßen sein wird, um keine braunen Stars in Augenschein zu nehmen? Wir fürchten allerdings, daß man die Untertanen nicht ganz wahllos heranziehen wird. Die Beamten der Gestapo haben den Auftrag, den Korso sozusagen zu regulieren. Es soll Leute geben, die schon lange auf eine Gelegenheit warten, Goering und Goebbels etwas Liebes vom „Frieden auf Erden“ und „allen Menschen ein Wohlgefallen“ zu sagen. Schon neulich gab es Plünder in einer Goebbels-Sammlung, und unter den Linden wäre so etwas noch viel peinlicher.

Freilich, es gibt an diesem Samstag noch sehr viel anderes

Illegale Berichte aus Oesterreich

(Schluß aus Nummer 278)

Mir'er Gefängnismauern

Der den folgenden Bericht gibt, ist einer von sehr vielen, ein Namenloser aus der großen Masse, einer, der dasselbe erlebte wie unzählige seiner Klassen-genossen, deren Schicksal im Gefängnis nur die Folgerichtigkeit und gesteigerte Fortsetzung ist der Erniedrigung, des Hungers, des Elends, die ihnen die kapitalistische Ordnung in der Freiheit bereitet.

Ich wurde verhaftet, als ich gerade gehen wollte, um meine Arbeitslosenunterstützung zu begeben. Den Grund sagte man mir nicht. Der eine Beamte schimpfte mich „roter Hund“, der andere sagte zu meiner Frau, als sie sich aufregte, „dreh dich, roter Dackel!“ Sie brachten mich in das Polizeikommissariat meines Bezirks. Dort prügelte man mich. Ich bekam kein Mittagessen, da ich, als der Posten die Zahl der zu lassenden Mahlzeiten feststellte, gerade beim Frühstück war. Später erfuhr ich, daß meine Frau dazugewesen war, um mir Essen zu bringen. Man hatte mit ihr gepocht: „Aber achens, der ist ja schon in der Früh ausgehängt worden.“ Ich mußte in den Kleiderkasten schlafen. Decken gab es hier nicht. Des Nachts steckte man mir in meine Zelle, die mir ganz klein und fast nicht laßbar war, einen Betrunknen, der entsetzlich randalierte. Am vierten Tag kam ich in das Polizeiofengefängnis auf der Elisabethpromenade, von den Gefangenen kurzweg die „Plell“ oder auch „Maria Plell“ genannt. Man steckte mich in eine Einzelzelle. Den Grund meiner Verhaftung erfuhr ich noch immer nicht. Meine Zelle war dreimal zwei Meter groß. Ich hatte eine Bettstelle mit Strohhalm. Abends brachte man Dede und Polster, jeden Tag andere. Edelholz!

Der erste Tag: Um 4.30 Uhr werde ich geweckt. Im Gang, „Kauf“ genannt, müssen sich in einer halben Stunde 30 Winter an einem Dahn waschen. Zum Abtrocknen sind zwei Feinlöcher da, die von allen benutzt werden, die keine eigenen Handtücher haben, und das ist die Mehrzahl.

Man hat nicht mal Zeit, den Kopf unter den Strahl zu halten. Auf einen, der nicht rasch genug macht, hieb die Wache mit dem Gummiknüppel ein. Die Aufseher gehen überhandt immer herum, in der einen Hand den Gummiknüppel, in der anderen den Schlüsselbund. Alle sind groß. Man hört kein ruhiges, anständiges Wort von ihnen. Ich bin gewaschen, meine Zelle ist in vorchriftsmäßiger Ordnung und ich warte. Ich bin sehr müde, ich möchte mich gern ausstrecken, aber das darf man natürlich nicht, man darf nur auf dem Stodert ohne Lehne sitzen. Ich warte auf das Frühstück, ich bin hungrig. Drei Stunden, nachdem ich aufgestanden bin, kommt es: eine schwarze Brühe, „Kaffee“ genannt. Ich trinke gierig und — muß fast erbrechen. Ich habe mich auch später nicht an das widerliche Getränk gewöhnt. Es vergeht eine Stunde, zwei, drei Stunden. Ich veruche, nicht ans Essen zu denken. Umsonst. Um 12 Uhr bringt man mir eine dünne, unappetitliche Brühe, in der etwas herumschwimmt, das wie Kleber aussieht. Mich eckelt tut nichts. Ich esse. Nach den ersten drei Pöffeln kann ich nicht weiter. Zweiter Gang: „Gemüse“. Man kann nicht erkennen, sind es Erbsen, Bohnen oder sonst etwas. Ich habe mich auch später nicht an dieses Essen gewöhnt. Wie mir, acht es den meisten hier. Wir hungern, verhungern in diesem Gefängnis.

Ich verlange Brot. „Sie haben ja schon gefast“, laßt mir der Wärter. Nichtig, ich bekam in der Früh eine Schnitte Brot, Eine. Ich habe sie angegessen. Ich wüßte nicht, daß es die Tagesration war.

Denn auch abends gibt es kein Brot, nur eine Suppe, dieselbe Suppe wie mittags. Am nächsten Morgen teile ich die eine Scheibe in der Früh in drei Teile. Zwei lege ich beiseite. Um 10 Uhr habe ich alle drei angegessen. Ich verlange, daß mir meine Frau etwas zu essen bringen darf. „Schpatete“, laßt man mir, „gibt es frühestens nach acht Tagen.“ Ich bemühe mich, nüchtern zu denken: „Woher soll meine Frau auch das Geld nehmen für Schpatete. Sie hungert ja auch, sie und die Kinder. Ich habe in die Arbeitslosenunterstützung nicht mehr begeben können.“

Der zweite Tag ist wie der erste und der dritte und vierte und fünfte und sechste sind ebenso. Ich hungerte. Ich hatte bis jetzt immer gedacht, daß ich wüßte, was Hunger ist. Jetzt weiß ich, daß ich es nicht wüßte.

Am achten Tag, ich bin gerade im Einschlafen, brüllt der Wächter herein „Zum Verhör.“

Einen Tag nach dem Urteil, vier Monate „Plell“, bekam ich zwei Schnitten Brot, in der dritten Woche drei. Nach elf Tagen bekam ich auch des Abends ein Gemüse zur Suppe und in der dritten Woche Sonntags zum erstenmal ein Stückchen Fleisch. Ich habe mich überzeugt, daß dieses Verfahren nicht eine Schikane gegen mich persönlich war, sondern daß es das System ist in diesem Gefängnis. Man will die Leute durch Hunger müde machen, sie auf diese Weise zu Gehandlungen bringen. Aber auch wenn man endlich die „volle Ration“ erhält, hungert man. Man kann

zu bekennen. Fast jede Ecke wird zum Bazar eingerichtet, wo braune Prominenz für die Tage der nationalen Solidarität aktiv sind. Baumlang wird sich der Herr Oberbürgermeister Zahm vor dem Rathaus aufhängen. Staatssekretär Reichner will vor der Gedächtniskirche Spenden in Empfang nehmen. Wir halten die Platzwahl für besonders sinnig und vielleicht nicht ohne Bosheit ausgedacht. Herr Reichner, der treue Diener so vieler Herren, hat es nachher nicht so weit zur Kirche.

Aber das Allerhöchste ist im neuen Deutschland doch unseren Vorgesetzten zugedacht worden. Ehe sie das Gebäude der Berliner Börse betreten, wird sie Herr Schacht mit der Bitte um eine milde Gabe am Kermel festhalten. Einzelweilte rechnen damit, daß die Spenden hier am reichlichsten fließen werden. Schacht, der den Brecher der Finanznotwendigkeit besetzt hat, und den Sozialismus brauner Prägung im Verein mit seinem Führer mit reißendem Schwerte mitten ins Herz trat, hat sich ein kleines Almosen aus dem Portfeuille der Herren von der Börse redlich verdient.

Früher, als wir noch nicht erlöst und erwacht waren, sah man das Gesicht der herrschenden Klasse auf den mondänen Wohlstandsbazars. Man amüsierte sich unter sich, die Zerstreuung knallten, die Garderoben mit den dazu gehörigen Kolliers strahlen im Glanze der Lichterpracht, und die Tombolafeste spendete das stärkende Gefühl, sich nicht für sich selbst, sondern zugunsten der Armen amüsiert zu haben.

Jetzt haben wir dergleichen nicht mehr nötig. Die neuen Herren stellen sich plebejisch auf die Straße, das Volk steht öfentlich mitten in ihre wolkige Pracht hinein und läßt sich unter solchen Führern herrlich geborgen. Man geht vom Brandenburger Tor bis zum Alexanderplatz und begegnet ihnen, wie sie in schillernder Würde und stillem Adel ihr Einsich mit dem Volke offenbaren.

sich keinen autgenährten, gesunden, kräftigen Menschen denken, der diese Kost aushalten kann, ohne schweren Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen. Die meisten, die hierher kommen, sind aber nicht wohlgenährt, stark und gesund, sondern unterernährt, durch jahrelange Entbehrungen geschwächt, oft chronisch fränke Arbeitslose. Ein halbes Jahr „Plell“, das ist die allgemeine und durch die Wirklichkeit traurig bestätigte Ansicht hier, bringt den Menschen mehr herunter als ein paar Jahre Kerker anderswo.

Es ist Mord, was hier geschieht, ein allmähliches zu Tode hungern. Ich sah einen Gefangenen, der an einer Lungenkrankheit litt und in den Tagen seiner Haft so viel an Gewicht verlor, daß er zuletzt nur mehr 37 Kilogr. wog. gramm wog.

Ein anderer erkrankte nach drei Wochen an Sforbut. Der Geld hat, kann sich freilich selbst verpflegen. Es kostet 1.50 Z. am Tag und ist im voraus für eine Woche zu erlegen. Welcher Prolet kann sich das leisten? Man kann auch die Bewilligung bekommen, sich mit einem Schilling täglich die Kost aufzubessern, aber auch das können naturgemäß nur wenige. Die meisten, die hierher kommen, werden so durch das Gefängnis um alles gebracht. Arbeit, Unterstüzung, Erfrischung.

Gegenüber dem von früh bis spät würgenden Hunger verblaffen eigentlich die anderen Zeitläufe, obwohl sie durchaus nicht unbedeutend sind. Ich blieb drei Wochen in meiner Einzelzelle sitzen, ab und zu wurde mir für ein paar Tage ein Genosse zugefellt — dann führte man mich das erste mal an die Luft. Zeitdem wurde ich einmal in der Woche erst 15 und später 20 Minuten im Hof spazieren geführt.

Den Gefangenen wird, wenn sie eingeliefert werden, alles abgenommen: Brille, Gebiß, ja sogar das Taschentuch. Ich erhielt es auf meine Drängen erst am dritten Tage. Eine besondere Schikane ist die „Rationierung“ des Klosett-papiers. Man bekommt zwei dünne Blättchen am Tag. Während der Nacht brennt unaufhörlich Licht in der Zelle. Man kann sich nicht einmal dadurch schützen, daß man den Kopf unter die Decke steckt. Dann wird man sofort von der Wache, die in einer Stunde einmal die Runde macht, also alle zwei Minuten durch das Guckloch sieht, angebrüllt.

Nach elf Tagen durfte mich meine Frau das erste mal besuchen. Sie mußte zwei Stunden im Hof stehen in Wind und Regen, gepufft und angeleget von der Wache. Dann konnte ich sie, und sie mich, zwei Minuten hinter vergitterten Stäben sehen und — ein Wachorgan hinter ihr und eines hinter mir — sprechen. So wie ihr, erging es all den anderen Frauen und Müttern, die Angehörige hier haben.

Gefängnisse hat man mich auf der „Plell“ nicht. Aber es ist selten eine Woche vergangen, in der ich nicht Schreie von Gewrächeln aus anderen Zellen hörte. Wenn Gefangene was ja besonders bei den jungen Burschen oft vorkommt, hysterisch werden. Schreikrämpfe bekommen, so ist die „Behandlung“ die:

Die Aufseher kürzen sich wie eine Reue in die Zelle, hauen mit den Gummiknüppeln auf den Menschen ein, hauen ihn auch wohl zu Boden und treten ihn mit Füßen. Einem jungen Menschen wurde auf diese Weise der Arm gebrochen. Ardeweiß wurde der Mann mit dem verbundenen Arm in die „Korrekzionzelle“ geholt. Das ist eine Zelle, in der außer dem Strohhalm kein Möbelstück ist. Dem Gefangenen wird ein „Zwanagskleid“ angezogen, das auf dem Rücken geschlossen ist und das er Tag und Nacht nicht ausziehen kann.

Beschwerden sind hier einfach unmöglich, die Aufseher lazen selbst, daß sie Zettel zum Referenten nicht befördern. Obwohl der Heilgott des Arztes täglich fragt, ob jemand krank ist, läßt man Kranke tagelang in der Zelle liegen. Mir ist ein Fall bekannt, in dem man einen Angina-kranken mit 18 anderen in der Zelle liegen ließ und er alle 18 anstreckte. In einem anderen Fall mußten die Gefangenen erst in den Dunnerstret treten, bevor man einen Supplittler und einen Mann mit offenen Geschwüren aus ihrer Zelle entfernte.

Verantwortlich für dieses ganze System im Polizeiofengefängnis ist ein Major Kritzen. Er ist nicht dem Namen nach der Leiter, aber er hat die eigentliche Macht in diesem Hause. Er ist der Sadist wie er im Buche steht, schürt nichts durch die Gänge, steht durch die Gucklöcher, reißt Gefangene wegen einer Nichtigkeit aus dem Schlaf, ist bei Häftlingen wie Aufsehern ebenso gefürchtet wie gehaßt. Den „Plell“-Dund nennt man ihn.

So waren die Verhältnisse, wie ich in diesem Gefängnis war. Vielleicht haben sie sich jetzt gebessert.

Nein, die Verhältnisse haben sich nicht gebessert seither. Das System in diesem Gefängnis ist dasselbe, wie es von Februar an war, der Major ist noch im Amt. Menschen werden durch den Hunger zugrunde gerichtet, Hungerstreiks sind an der Tagesordnung. Es ist gleichgültig, ob alle die von der „Verordnung“ des Landes schwächen, dieses System kennen und wollen. Die Verantwortung dafür trifft sie alle.

Denn das ist ja das Große dieser Propagandaveranstaltung: jeder weiß, daß Göring, Goebbels und Schacht bereits ihre eigenen Taschen bis zum letzten Grunde ausgekratzt haben. Sie treten vor die Masse sozusagen als lebendige Fackeln der Volksgemeinschaft. Wenn das so weitergeht, dann wird vielleicht das zum Wohlstand gekommene deutsche Volk seine Herrscher um ein Herz-Fein-Schuppen betteln sein, weil sie die Substanz ihrer Dundertauende in den Topf der nationalen Solidarität geworfen haben. Dieser tiefe Sinn des großen Wohlstandsfestlos wird keinem hungernden und frierenden Berliner Proleten verborgen bleiben und ihn in nahenden Lichterglanze des „dritten Reiches“ aufrichten und beglücken.

Vor allem, wenn er vielleicht am nächsten Tage die Herren Göring, Goebbels, Sahm und Schacht doch noch in aufstehenden Krücken bei einem braunen Wohlstandsbazar im Hotel Adlon empfängt! Fragenwo müssen sich diese Herrschaften schließlich von den Strapazen des heutigen Samstags erholen. Dann kommt auch eines ihrer Luxusautos wieder zu Ehren, das am „Tage der nationalen Solidarität“ — man soll nicht geben, sondern opfern, hat Hitler geiaat — in der Garage bleiben mußte.

Auch die höhere Justiz im Korso

Der Reichs- und preussische Justizminister, Dr. Gartner, hat in einem Erlaß an die Justizbehörden angeordnet, daß sich die höheren Beamten sämtlicher ihm unterstellter Behörden für die Sammelaktion am 8. Dezember zur Verfügung stellen. Heberall im Reich werden an diesem Tage Richter und Staatsanwälte, der Amtsrichter aus dem Dorf ebenso wie der Oberlandesgerichtspräsident und der Generalstaatsanwalt in der Stadt mit den Sammelbüchlein auf der Straße stehen...

Vision im Herbst von Manfred

Nun sind die Bäume kahl geworden. Aber noch einmal, schon an der Schwelle des Winters, entsinnt sich ein Tag kaum vergangener Heiterkeit und lockt mit mildem Schein die Menschen noch einmal ins Freie. Ganze Geschwader von Kinderwagen sind mobil geworden und sammeln sich auf den Parkwegen. Zu zweien, zu dreien fahren junge Mütter und schmunzeln Kindermäddchen mit ihren Schülgerlingen nebeneinander her, weil sich so besser dies und das erzählen läßt. Wohlverpackt liegen die Menschenpuppen in Kissens und Decken; aus jedem Wagen stauen blaue und braune Augensternchen zeradwegs in den Himmel.

Noch in den hellsten Stunden bleibt die Sonne silbern verschleiert. Die Gebäude am hinteren Rande des großen Platzes und die Höhen dahinter sind nur als flache Kulissen sichtbar.

Auf dem großen Platz exerzieren Soldaten in einzelnen Rotten, locker und unregelmäßig gestaffelt, sieht man sie gegen das dunstige Licht silhouettenhaft sich bewegen. Einige Rotten üben die Stiche und Paraden des Bajonettkampfes, andere werfen Handgranaten.

Die Bajonettkämpfer stehen in Mantel und Mütze, mit gespreizten Beinen und geknickten Knien, mit gefälligem Gewehr. Die aufgesetzten Bajonette blitzen. In kleinen Sprüngen nach rechts und links, vor und zurück exerzieren sie Angriff und Abwehr gegen einen unsichtbaren Feind. Es sind Bajonettstiche in die Luft; sie werden geübt, um einmal bohrende und schlingende Stiche in lebendige Menschenleiber zu sein — wenn nicht im Sturmangriff der kurze, scharfgeschliffene Pionierspaten das Bajonett ersetzt . . .

Die Handgranatenwerfer stehen im Glied. Immer einer tritt vor, nimmt die eiserne Handgranatenatrappe, markiert den Abzug der Sicherung und schleudert, mit den Lippen die drei Sekunden zählend, die Atrappe weit hinaus und wirft sich aus dem Schwunge des Wurfes heraus flach auf die Erde, das Gesicht schützend auf den Arm gelegt, als ob er eine Sekunde lang von Schmerz und Reue über sein Tun erschüttert sei und nicht sehen wolle, was sein Wurf anrichtet. Die Atrappe fliegt, überschlägt sich in Purzelbäumen, schlittert, rißt ein wenig die harte Erde. Sie explodiert nicht; es ist nur totes Eisen. Wenn es aber einmal wieder Ernst werden sollte — dann wird das Wurfgeschloß schmetternd explodieren und anstürmende Menschen blutig zerfetzen. Dann werden die Werfer dreckige Schützen-grabenkämpfer sein, nicht mehr menschenähnlich in Dreck und Blut, in Todesangst und Raserei. Eine zerschossene Grabenwand, ein Granattrichter wird ihre letzte Zuflucht sein — „wieviel Erde braucht der Mensch?“, wieviel für seinen armen verlorenen Leib in der brüllenden Hölle des Sturmangriffs? Wieviel — als letzten Schutz; wieviel — als Grab für zerfetzte Glieder? Die Handgranaten liegen hingedrückt neben den Werfern. Es geht um Lebens! — einer reißt die Sicherung reißt hin, der andere greift zu, schleudert, greift zu, schleudert — Akkordarbeiter des Todes. Granate um Granate — bis der stürmende, stürzende, brüllende, aus Qualm und Rauch, aus berstender Erde hervorbrechende Schwarm plötzlich heran ist, für Sekunden riesengroß vor Himmel und Pulverdampf den Grabenwall erstürmt und heulend in den Graben springt . . .

Und da ist noch eine Rote. In Reih und Glied. Nach Kommando reißen elf Mann die Gasmaskenbüchsen vor die Brust, reißen die Deckel auf, ziehen die Masken heraus, stülpen sie über die Gesichter. Nun stehen sie alle da, maskiert, mit hängenden Blechrüsseln, mit großen, träuben

Augenfenstern in der Gummihaut, hinter denen die menschlichen Augen gespenstisch funkeln — Menschen. Menschen des 20. Jahrhunderts.

Kindermäddchen haben am Rande des Exerzierplatzes die Kinderwagen nebeneinander aufgeföhren. Und während sie die Räder langsam vor- und zurückrollen und sanft in den Federungen wippen lassen, schauen sie den exerzierenden Soldaten zu. Dieses oder jenes der Mäddchen weiß vielleicht seinen Schutz dort in den Bajonettstichen, Handgranaten und in den blauen Rotten.

Ein Lastauto biegt ein. Im Vorüberfahren beugt sich der junge Soldat neben dem Chauffeur aus dem Führerhäuschen, lacht mit weißen Zähnen und wirft einem der Mäddchen einige Scherz Worte zu. Das junge Mäddchen wird ein wenig rot vor verstohlener Freude, lacht und winkt ihm zu. Und es ist denkbar, daß er das junge Mäddchen von Ansehen kennt, daß er weiß, wo es in Stellung ist, daß die Beiden eines Sonntags sich finden und eine Liebesbeziehung soeben sich angeponnen hat.

Das Lastauto fährt rasselnd weiter und lenkt in die Hofeinfahrt des großen Gebäudes ein, das da steht, alt, grau, mit dem Gesicht einer vergangenen Zeit. Militärinvaliden leben darin. Manchmal sieht man einzelne von ihnen im Park, in feldblauen Uniformen, an Stöcken gehend oder einen Aermel der Uniformjoppe leer in die Tasche gesteckt oder sitzend im hochrädigen Selbstfahrer, mit den Händen die Kurbel des Kettenrades vor sich drehend. Und manchmal hält auch einer am Rande des Platzes, ein Invalid mit verstümmelten Beinen im Selbstfahrer neben den hübschen jungen Mäddchen und den Kinderwagen.

Und so sind alle beisammen. Figuranten eines Dramas der Masse Mensch, in dem sie ihr Stichwort noch nicht kennen, das aber eines Tages gespielt werden kann. Die Soldaten sind da. Die Mäddchen sind da und schauen zu, wie die Soldaten exerzieren Mäddchen, jung und liebevoll, mit der lächelnden Hoffnung auf einen Mann, mit der Bestimmung, Frauen und Mütter zu werden und eigene Babys in die Sonne zu fahren. Und die Babys sind da, kleine Menschenkinder mit rosigen Gesichtern, mit selig spielenden Fingern, die aus den gehäkelten Jäckchen hervorkrabbeln. Und die Invaliden sind da, die alles schon hinter sich haben, was den anderen noch bevorstehen kann: Mitwirkende und Mitleidende zu sein, wenn das, was die Soldaten da üben, noch einmal blutiger Ernst werden sollte. Und die Frage ist nur, wen es trifft: ob es schon die Soldaten da auf dem Platz sein werden, ob sie es sein werden, die plötzlich die Bajonette nicht nur in die Luft stoßen und nicht mehr nur eiserne Atrappen schleudern? Ob der lachende junge Bursche mit den weißen Zähnen dabei sein wird? Ob es diesen jungen Mäddchen hier bestimmt sein wird, vom Bruder, vom Liebsten, vom Gatten; vom Vater ihres ersten eigenen Kindes sich losreißen zu müssen? Oder ob ihnen allen noch das hübsche Gnadenglied gegönnt sein wird für ein Leben mit kleinen Freuden und großen Sorgen? Ob es erst die Babys in den Kinderwagen und die noch ungezeugten Söhne und Töchter dieser jungen Mäddchen und künftigen Mütter sein werden, die in den großen Totentanz gehen müssen?

Der Invalid schaut über den Platz, schaut in die verschleierte Sonne. Er zieht die Decke fester um die verstümmelten Beine, dreht seine Kurbel, lenkt und fährt sich in seinem Selbstfahrer in den Parkweg hinein. Er ist der einzige in dieser Vision, der etwas weiß. Und auch er weiß nur das: er wird nicht mehr dabei sein. Denn er hat das alles schon hinter sich . . .

Braunkäppchen

Die „NS-Lehrer-Zeitung“ hat gefordert, daß alle alten deutschen Kindermärchen in nationalsozialistischem Sinne umzudichten sind. Den Vorschlägen der NSLZ, folgend, hat sich unser Mitarbeiter Max Baldauf umgeschaltet und mit folgendem Beitrag eingestellt:

Es war einmal ein armes aber sauber gekleidetes Mäddchen, das hieß Rotkäppchen und wollte, wenn es groß geworden, in den Bund deutscher Mäddchen eintreten. Diesem Kinde händigte sein Vater, ein alter braver Frontkämpfer, einen Korb mit Erdbeeren aus und sagte: „Lauf mal schnell zur kranken Großmutter, mein Kind, und bring ihr die Erdbeeren.“ Rotkäppchen nahm den Korb und wie es in den Wald kam, wer begegnete ihr da? Natürlich der Wolf. Merkt ihr was? Er hatte eine sehr krumme Nase und hieß früher natürlich Wolfsohn. Isidor. Der fragte das Kind in fluchwürdiger asiatischer Arglist, wohin es wolle. „Zur Großmutter“, entgegnete das Käppchen, „sie ist krank und liegt zu Bett.“ — „So, so“, sagte der Krummnasige und dachte: dieses blonde, blauäugige, langschädliche Kind muß eine urgermanische Großmutter haben, die hat meinem Stammesbaum bis jetzt grade noch geföhlt. Ein richtiger Schwapp Germanenblut würde mein mißes Außere sofort ein hübsches aufnorden und mein ruchloses Treiben tarnen. „Wo wohnt denn deine Großmutter, mein Tüchterchen?“ fragte der Untermensch weiter. — „Hinten im Walde“, antwortete das Käppchen und beschrieb ihm den Weg. „So, so“, sagte der Fremdstämmige und tollte sich in besagter Richtung mit dem schrägen, plattfüßigen Gange aller Minderrassigen.

Als Rotkäppchen zur Hütte der Großmutter kam, hörte es schon von draußen ein hübsches Schnarchen. Das Mäddchen trat ein, sah Großmutter im Bett liegen und sagte: „Heil Hitler! Großmutter, warum schnarchst du so?“

„Weil ich nie zur Verbesserung meiner Ahnengalerie soeben eine urarische Oma einverleibt habe“, brummte es vom Bett her.

„Großmutter, warum hast du so große Zähne?“

„Damit ich besser raffen kann!“

„Großmutter, warum riechst du so nach Knoblauch?“

„Damit ich euch besser verdauen kann“, spand das Untier aus dem Bett — — und was dann Entsetzliches mit dem

blonden Germanenkind geschah, könnt ihr euch denken. Nicht einmal das Mäddchen blieb übrig. Dann legte sich Wolfsohn wieder ins Bett und schnarchte weiter.

Dieses aber hörte ein hellhaariger, helläugiger, langschädlicher Jägersbursch, dessen Ahnen bis zu den friesischen Seeräubern zurückreichten und der gerade, das Horst-Wessel-Lied singend, vorüberging. Er hatte ein braunes Hemd an, mit Hakenkreuz am Aermel, trat in die Hütte ein und sah im Bett den dicken Wanst des Untermenschen. „Ha, Ver-ruchter!“ zog er sein Messer. „Wieder einmal die deutsche Biederkeit und Reinheit der mosaischen Tücke zum Opfer gefallen! Nieder mit Dir, marxistischer Raffke!“

Wolfsohn wollte aus dem Bett springen, aber schon saß dem Volkschädling das deutsche Messer in der Kehle und er zu restlos gekillt sank er zu Boden. Hartig schnitt der Braunhemdige den Leib des Unholds auf, heraus sprangen Oma und Rotkäppchen, umringten den Retter, küßten ihn und sprachen: „Gehe hin, reinige Deutschland, brich die Zinsknechtschaft, errette Germanien vom jüdischen und marxistischen Untermenschen, wie du uns gerettet hast, dann wird auch die Krise weichen, die Arbeitslosigkeit abnehmen und Gottes Segen, nämlich eine neue nationalkapitalistische Hochkonjunktur, nicht ausbleiben!“

Und wißt ihr, meine lieben Blondzöpfchen, wer der tapfere Jägersmann wohl war? Ihr werdet es leicht erraten! — Er hängt hinter mir an der Wand, dicht neben dem Christusbild. Max Baldauf.

Der letzte Witz

Ein bekannter Komiker wird plötzlich zur Gestapo geladen. Der Beamte herrscht ihn an: „Hören Sie mal, was fällt Ihnen ein? Ist dieser Witz von Ihnen?“

„Jawohl!“

„Und dieser Witz — haben Sie den auch gemacht?“

„Jawohl!“

„Das ist ja unerhört! Wie können Sie unsern Führer so beleidigen, der von 65 Millionen Deutschen inbrünstig geliebt wird?“

„Der Witz ist nicht von mir!“

Der deutsche Philister

Der deutsche Philister, das bleibe der Mann,
Auf den die Regierung vertrauen noch kann,
Der paßt zu ihren Beglückungsideen,
Der läßt mit sich alles gutwillig geschehn.
Ju vivallera, ju vivallera, ju vivalle ralle ralle!

Befohlenermaßen ist stets er bereit,
Zu stören, zu hemmen den Fortschritt der Zeit,
Zu hassen, ein jegliches freie Gemüt
Und alles, was lebet, was grünnet und blüt.

Sprich, deutsche Geschichte, bericht' es der Welt,
Wer war doch dein größter, berühmtester Held?
Der deutsche Philister, der deutscheste Mann,
Der alles verdirbt, was man Gutes begann.

Was schön und erhaben, was wahr ist und recht,
Das kann er nicht leiden, das findet er schlecht,
So ganz wie er selbst ist, so klügllich gemein,
Hausbacken und ledern soll alles auch sein.

Solang der Philister regieret das Land,
Ist jeglicher Fortschritt daraus wie verbannt:
Denn dieses erbärmliche feige Geschlecht,
Das kennet nicht Ehre, nicht Tugend und Recht.

Du Sklav' der Gewohnheit, du Knecht der Gewalt,
O käme dein Simson o käm' er doch bald!
Du deutscher Philister, du gräßlichste Qual,
O holte der Teufel dich endlich einmal!

Doch leider hat Beelzebub keinen Geschmack

An unsern Philistern, dem lumpigen Pack,

Und wollten sie selber hinein in sein Haus,

So schmiß er die Kerle zum Tempel hinaus.

August Heinrich Hoffmann von Fallersleben,
Der Dichter des Deutschlandliedes, Zeitgedichte,
Das Lied vom deutschen Philister,
8. Juni 1843.

Heimchen am Herde

Deutsche Wände haben Ohren

In Breslau hat sich folgendes zugetragen. In einem Haushalte lebten Vater, Sohn und Haushälterin, alle drei treu hitlerisch gesinnt, die beiden Männer seit langem Mitglieder der SA. Eines Tages ließ der Hausherr bei Tisch ein unvorsichtiges Wort fallen, sprach etwas weniger begeistert als sonst vom „dritten Reiche“, erhitte sich vielleicht über die Butterpreise. Die Haushälterin schwieg zu allem — ging hin und denunzierte den Brotgeber bei seinem SA-Vorgesetzten. Sie wurde fristlos entlassen, und der Fall kam vor das Landesarbeitsgericht in Breslau.

Zwar entschied der Richter gegen die Denunziantin, zwar erklärte er die fristlose Entlassung für berechtigt, aber man muß lösen, in welcher blumiger Weise er seine Entscheidung entschuldigte. Man spürt es — wohl war ihm nicht bei der Sache, denn wo käme das „dritte Reich“ ohne Spiegel und Angeber hin?

Es heißt in der Urteilsbegründung

Nach den geläuterten Erkenntnissen nationalsozialistischen Arbeitsrechtes würden Führer des Betriebes und Gefolgschaft von einem Bande der Fürsorge und Treue umschlossen zur Förderung der besonderen Zwecke dieses Betriebes und zum gemeinsamen Nutzen von Volk und Staat. Diese urdeutsche Auffassung vom sittlichen Wesen des Arbeitsverhältnisses gelte in noch weit höherem Maße für dienstrechtliche Beziehungen im Schoße der Familie, wo engste Haus- und Tischgemeinschaft erhöhte Rücksichtnahme und vertieftes Wirken zum Wohle dieser Urzelle menschlicher und staatlicher Gemeinschaft erforderten . . .

Die fristlose Kündigung wegen groben Vertrauensbruchs sei danach berechtigt gewesen. Einem Hausvater könne nicht zugemutet werden, auch nur einen Tag länger sich von einer Hausdame betrogen zu lassen, die harmlos bei Tisch heimlich zum Gegenstand einer hochoffiziellen Meldung mache, die für die ganze Familie unabsehbare Unzuträglichkeiten hätte heraufbeschwören können.

Man sieht: Mit der idealen nordischen Hausgemeinschaft des „dritten Reiches“ wäre es eine schöne Sache, wenn nur nicht ständig einer vor dem andern zittern müßte, die Führer des Hausbetriebes vor ihrer Gefolgschaft, die Gefolgschaft vor den Führern, die Eltern vor den Kindern, die Kinder vor den Geschwistern und jeder vor sich selbst und seinem Vorgesetzten. Trautes Heim, Glück allein!

Eines mag die Geplagten trösten: oben in der Führerfamilie geht es nicht besser zu, das könnte nicht nur Röhren bezeugen.

Die Domestiken

Du kennst die Art der Domestiken.

Die dir dienstbare Größe nicken

Und huldigen zum Ueberfluß.

Solang du stehst auf Freundesfuß

Mit ihrem Herrn; beleidige den,

So ist's um ihren Gruß geschehn;

Sie müssen dem Gebieter dienen

Und treten stolz dir nun entgegen.

Drum sei dir an den bösen Mienen

Des Lenzgesindels nichts gelegen. —

Nikolaus Franz Lenau

Faust — ein Gedicht, Der Abendgang

— Worte des Mephistopheles, Vers 207

2187 — 2196.

Für später zu merken!

Politische Vernunft ist das Prinzip einer ethischen Rechenkunst, einer Wissenschaft, moralische Größen nicht mathematisch oder mathematisch, sondern ethisch zusammenzusetzen und abzuziehen, zu vervielfachen und zu teilen.

Edmund Burke.

„Unruhestifter“

Abzüge müssen widerspruchlos hingenommen werden

Vant der „Westfälischen Landeszeitung“ (Nr. 333) in Dortmund hatte sich das Arbeitsgericht im Rahmen einer gegen die Dortmunder Straßenbahnen gerichteten Kündigungswiderstandsklage eines entlassenen Angestellten mit einer Kündigung zu befassen, die ausgesprochen wurde, wegen Unruhestiftung im Betrieb. Ausgangspunkt des Rechtsstreits war eine Veräußerung des Finanzamtes, wonach ab 1. Oktober 1934 die Dienstfahrarten der Gesellschaft und die Frauenfahrarten zur Vohlfühner herangezogen werden mußten. Ohne daß vorher eine Bekanntmachung, vielmehr in Form des üblichen Anschlagens, herausgegeben wäre, wurde die Gesellschaft bei einer der letzten Gehaltszahlungen vor die Tatsache gestellt, der entlassene Angestellte habe sich an das Vohlfühner gewandt, um etwas Näheres über die Berechtigung der neuerlichen Beförderung zu erfahren; da ihm die Auskunft nicht genügte, ging er noch einen Schritt weiter zum Finanzamt. Wie die Auskunft lautet hat, die er dort bekam, ließ sich nicht mehr genau feststellen. Der Angestellte hatte sich auf jeden Fall, darüber waren sich nun vor dem Arbeitsrichter beide Parteien einig, nicht verhalten und sie seinen Arbeitskameraden gegenüber so umschrieben, als ob die Verwaltung der Dortmunder Straßenbahnen einen Antrag auf Besteuerung der Faherkarten gestellt habe, während der wahre Sachverhalt der war, daß die Verwaltung gegen die Veräußerung des Finanzamtes — der sie zwar zunächst nachkommen mußte — Einspruch eingelegt hatte mit Hinweis auf die Bestimmungen der Reichsregierung, den Lebensstandard der breiten Masse des Volkes zu heben.

Die Erzählungen des Angestellten über das „unsoziale Verhalten“ der Verwaltung trug in die Gesellschaft große Beunruhigung. In einer Besprechung mit dem Direktor bemerkte der Angestellte noch, er und die ganze Gesellschaft hätten zu dem Führer des Betriebes — dem Direktor — sein Vertrauen. Es erfolgte mit Hinweis auf die Vorkommnisse, durch die der soziale Frieden gefährdet worden sei, die ordnungsmäßige Kündigung und Entlassung.

Von dem Entlassenen wurde die aus § 56 des Gesetzes zur Ordnung der nationalen Arbeit hergeleitete Kündigungswiderstandsklage auf unbillige Härte geklagt. Insbesondere wurde geltend gemacht, daß es niemals zu den Missbräuchen gekommen wäre, wenn die Verwaltung nicht gemäß durch Anschlag auf schwarzen Brett auf die Veräußerung des Finanzamtes hingewiesen hätte.

Das Arbeitsgericht wies die Klage kostenpflichtig ab, weil sie sachlich nicht begründet sei. Der Kläger habe sich schon, so hielt es zur Urteilsbegründung, auf dem falschen Wege befunden, als er sich an das Finanzamt wandte, wo es doch näher gelegen hätte, daß er zu dem Führer des Betriebes gegangen wäre. Durch seine Erzählungen habe er sich schließlich eine Verdrehung des wahren Sachverhaltes zuschulden kommen lassen, wie man sie sich nicht schlimmer denken könne. Und unter diesen Umständen müsse einer Widerrufsklage der Erfolg verweigert werden.

Deutscher Privatbrief

Ueber das neue System

Von den Schriften haben wir hier nichts gehört, denn das Volk braucht nicht alles zu wissen, und was es nicht weiß, macht es nicht heiß. Wir haben in Deutschland das Führersystem, das ist ganz etwas anderes als das frühere System, wo alles breitgetreten wurde und an die „Große Glocke“ gebunden. Das jetzige System ist Totalität vorans, und was unternommen wird und was wir erfahren und nicht zu wissen brauchen, sagt der Führer und keine unteren Gliederungen. Daran können sich viele noch nicht gewöhnen. Ihr müßt Euch das so vorstellen: Das Volk ist im ganzen ein Regiment, der Führer ist der alleinige Kommandeur, die untergeordneten Offiziere sind die ausführenden Organe usw. und jeder Volksgenosse hat an seinem Arbeitsplatz, wo man ihn auch hinsetzt, seine Pflicht zu erfüllen. Das ist wohl etwas Irak ausgeübt, aber so mit der Idee der NSDAP, am besten zu verfahren, da ja auch das Ganze auf den Frontgeist aufzubauen sein soll. Ihr werdet mich wohl verstehen, wenn es auch schwer ist.

Um Verdienst hier in Deutschland ist folgendes zu sagen: Wir haben bis jetzt noch untern Tariflohn: 15 Reichsmark monatlich 20 Prozent M.-Z.-Zulage. (Diese Zulage erträgt sich aber nur auf einen geringen Prozentsatz der Buchdrucker. Ann. der Red.). Ueberhunden gibt es hier nicht mehr bezahlte. An sozialen Abgaben pro Woche habe ich: Lohnsteuer: 1,50, Ehestandshilfe (nur für ledige) 1,40, Bürgersteuer pro Monat 2,50, Arbeitslosen-Dilfe 1,50, Invaliden-Versicherung 1,50, Krankenkasse 4,15 RM, in der 9. RM, pro Woche heruntergehen. Wir Buchdrucker verdienen noch einigermassen. Die meisten haben 60—70 Pfennig Stundenlohn. Wenn du 25,— RM, freies Geld mit nach Hause genommen wird, ist das ein schönes Geld. Die Lebensmittel haben etwas angezogen, auch Textilien sind gestiegen. Ich habe einen Anzug bekommen zu 6,— RM. Derselbe hatte im vorigen Jahre noch 5,— RM gekostet. Man ist und „will“ lebt die Preise wieder senken, aber es wird wohl nicht viel dabei herauskommen.

Es ist hier alles ruhig und friedlich, das Meckern hilft nichts und ist gefährlich, da, wie schon umseitig gesagt, bei uns die Totalität herrscht und sich alles einfügen muß. Anders könnte sich ein auf dieses System aufgebautes Regiment nicht halten.

In der Todeszelle

Man schreibt uns aus Bayern:

Seit vier Wochen befindet sich der Gefangene O. M. Kohn im Dachauer Lager in einer der Arrestzellen, die als Anwartszelle auf einen nahen Tod gelten. Kohn, der seit April 1933 wegen früherer Mitgliedschaft beim Republikanischen Studentenbund auf Veranlassung der Leute im Streicher in Dachau festgehalten wird, gehört zu den jüdischen Gefangenen, die die Spuren besonders schlimmer Misshandlungen am Körper tragen. Einzelheiten darüber sind in den letzten Wochen im Ausland bekannt geworden und haben den Dachauer Lagerkommandanten auf das schwerste befohlen. Zur Sache und um den Beweis für die Wahrheit der „Verurteilungen“ aus der Welt zu schaffen, wurde Kohn nun isoliert und soll aller Wahrheitsliebe still umgebracht werden, nachdem ein Versuch, ihn „auf der Flucht“ zu erwischen vor Monaten infolge der Unzuverlässigkeit des schwachen SS-Mannes nur zu Verwundungen geführt hat.

Zu verkaufen
in Hauptverkehrsstraße von METZ schöner
Fonds eines erstklassigen
**Wäsche- und
Wollwarengeschäftes**
Sehr niedrige Miete, Vestras noch 4 Jahre
mit Anrecht auf Verlängerung laut Gesetz
für Geschäftseigentum, erhält zu 100% vom
Verkaufserlös. Auch Vermittler können sich
der Sache annehmen. Offerten unter Nr.
E 426 an die Anzeigestelle.

Schwärzerisches und etabliertes
Wurstwarengeschäft
Kochschinken, Kanthaler, Weiss und LBRs
Produits Schmid
18, Boulevard de Strasbourg, 6, rue St. Laurent
Paris, bei Gare de l'Est
Telefon 4 Lignes vereinigt unter 8072828 01-31

Inserieren bringt Gewinn.

VERLAG OPRECHT & HELBLING, ZÜRICH

Ernst Bloch ERBSCHAFT DIESER ZEIT. Kart. Fr. 6,— Leinen Fr. 8,—. Hier ist eine Art Navigationsbuch dieser Zeit, durch sie hindurch und in die kommande.	Theodor Wolff DER KRIEG DES PONTIUS PILATUS 1914—1933. Kart. Fr. 9,— Leinen Fr. 11,— Theodor Wolff zeichnet das Kriegsbild mit lebendigen Stil und hervorragender Kenntnis des Gegenstandes und der agierenden Personen. Wiener Zeitung, Wien
Heinrich Regius DÄMMERUNG, Notizen in Deutschl. Kart. Fr. 4,— Leinen Fr. 6,—. Hier wird Leidenschaftliche Abrechnung gehalten mit den Widersprüchen und Verlogenheiten der bürgerlichen Gesellschaft.	Bernard Brentano BERLINER NOVELLEN. Leinen Fr. 3,50. Brentano läßt Berlin atmosphärisch unübertrefflich, seine Menschen werden wirklich Gestalt, die Idee wird Vorgang und Erlebnis. Neue Freie Presse, Wien
Korng Trang DIE UNVERBINDLICHEN, Roman aus den Tropen. Kart. Fr. 4,—, Leinen Fr. 6,—. Eine Groteske von ganz ungewöhnlichem geistigen Ausmaß. Korng Trang muß als Betrachter und Gestalter von hohen Qualitäten bezeichnet werden. Dr. A. Kehn, Krefeld.	Ignazio Silone DIE REISE NACH PARIS. 5 Nov. Kart. Fr. 4,—, Leinen Fr. 6,—. Der Verfasser gibt in den 5 Novellen erneute Beweise seiner feinsinnigen Erzählkunst — Silones dichterische Freiheit ist gewachsen.

Statt Furtwängler — der Armeemusikinspizient

Der musikalische Aufstand geht weiter

Die Demission Furtwängler hat, wie es scheint, die gesamte musikalische Front des „dritten Reiches“, die bisher kein Stolz und keine Freude war, aufgerollt. Die Nachricht, daß der Münchener Generalmusikdirektor Knappertsbusch gleichfalls sein Abschiedsgesuch eingereicht hat, um seine Solidarität mit Furtwängler zu bekunden, wird begrüßt. Leo Blech, neben Dörmann der letzte noch amtierende Dirigent der Berliner Staatsoper, soll gleichfalls ernsthafte Rücktrittsgedanken haben.

Am Mittwochabend fand das angelegte Konzert der Philharmoniker statt. Furtwängler kam als Dirigent nicht mehr in Frage, aber auch Erich Kleiber hielt an seiner Weigerung, das Konzert zu dirigieren, fest. Nur ihn sprang schließlich der — ehemalige Armeemusikinspizient — Hoyer ein. Ob es an dem unzulänglichen Dirigenten lag, oder ob die Demission Furtwänglers und Kleibers als Signal empfunden wurde —, jedenfalls verlief das Konzert höchst disharmonisch. Eine Anzahl jüngerer Musiker hatten sich in der Vorhalle der Philharmonie postiert und brachten, als die Besucher das Gebäude betraten, ihr Einverständnis mit den beiden Rebellen deutlich zum Ausdruck. Selbst einige Sprechchöre wurden rikiert. Der Saal war nur etwa zur Hälfte besetzt, und das Publikum war voll Unsicherheit und Unruhe.

Einige nationalsozialistische Blätter — neben dem „Völkischen Beobachter“ — haben sich erneut für Goebbels und Rosenberg und gegen Furtwängler bekant. Der „Westdeutsche Beobachter“, dessen musikalischer Teil von einem besonders wilden nationalistischen Intonieren geleitet wird, sagt voraus, daß der Fall Furtwängler weitere Folgen zeitigen und sich auch auf andere Persönlichkeiten er-

strecken wird, die Hindemith dem Auslande als repräsentativen deutschen Musiker hinstellen und sich für jüdisches Schaffen einsetzen. Rosenbergs dürfte dem schlimmen Hindemith ebenfalls verzeihen, wenn er irgendwo draußen in der Provinz wieder ganz klein anfängt und sich im Geiste des „dritten Reiches“ noch mehrjähriger Prüfungszeit „bewährt“, anstatt ins Ausland zu gehen.

Man vermutet jedoch, daß diese Ausflüchte Hindemith nicht sehr verlockend erscheinen werden. Vielleicht wird er Furtwängler und Kleiber nach Wien folgen. Im Hintergrunde Richard Strauß.

Niemand wird diesen musikalischen Aufstand übersehen. Lange haben die prominenten deutschen Dirigenten versucht, auf dem Seile der Gleichgültigkeit zu balancieren. Aber schließlich wurden sie Opfer des Weibes und der fanatischen Gesinnung von ihnen verlangt, daß sie lieber ihre Posten preisgaben, als sich der braunen Tonleitern zu unterwerfen. Um gerecht zu sein: sie sind freilich in besserer Lage als andere Künstler und Intellektuelle. Ihr Ruf ist international begründet, und irgendwo gibt es für sie immer noch ein auskömmliches Plätzchen des freien künstlerischen Wirkens.

Inzwischen wird auch der Rundfunk erneut „gefabert“. Am Reichsfestender Adn führte jüngst der Kapellmeister Kühn im Rahmen eines „Nächtigen Abends“ Teile aus dem „Weihen Röhl“ von Benachin auf. Dafür bekommt er jetzt im „Westdeutschen Beobachter“ einen herben Tadel: es müßte jetzt zu Ende sein mit der echt jüdischen Musik solcher „Effektkomponisten“, besonders nachdem der Fall Hindemith eine entsprechende Klärung erfahren habe...

„Deutsche Fachgeschäfte“

Inseratengeschäfte unter „nationalem“ Deckmantel

Vor dem Sondergericht Berlin hatte sich heute der 32 Jahre alte Arnold Weiners wegen fortgesetzten Betruges unter der strafverhindernden Voraussetzung des § 2 der Verordnung des Reichspräsidenten zur Abwehr heimtückischer Angriffe auf die Regierung der nationalen Erhebung zu verantworten.

Der Angeklagte hat eine Pöbe herausgeben wollen, auf der die deutschen „Nachschökte“ verzeichnet werden sollten. Er wollte in dessen Bereich noch kurzer Arbeit erkennen, daß auf der von ihm beschriebenen Grundlage eine solche Zeitschrift, wie er sie herausgeben wollte, niemals flozieren konnte. Dennoch betrieb er unter nationalem Deckmantel einen arch analekten Inseratenschwindel und erreichte von zahlreichen Firmen Inseratenaufträge, für die er insgesamt etwa 4000 RM, einfließerte. Größtenteils war für ihn, daß er bei der Werbung der Inseratenaufträge häufig einen mehr oder minder harten Druck ausübte. Bar allem erklärte er in fast allen Fällen, daß die NSDAP, sein Unternehmen begünstige, während in Wirklichkeit die Partei niemals mit dem Angeklagten oder seinem Unternehmen etwas zu tun gehabt hat. Strafverhindernd kam weiter hinzu, daß der Angeklagte während seiner betrügerischen Tätigkeit das Parteiabzeichen der NSDAP angelegt hatte, obwohl er der Partei nicht angehörte. Das Sondergericht verurteilte ihn im Sinne der Anklage zu zwei Jahren Gefängnis.

Schödel Der Mann wurde als Inseraten- und Abonnentenwerber für die Nazipresse ausgezeichnet sein.

Deutsche Sorgen

Gegen den Weihnachtsbaum im Schaufenster

Die Kreisleitung der NSDAP in Sappertal hat eine Bekanntmachung über Weihnachtsbäume und Weihnachtsdekorationen erlassen. Danach sollen gemeinsame Weihnachtsfeiern der Ortsgruppen und Zellen nicht veranstaltet werden, da Weihnachtsbäume das Aetz der Kinder und der Familie ist. Es liegt nicht in der Absicht der NSDAP, die Familie auseinander zu organisieren. Aus dieser Einstellung heraus sei die Kreisleitung nicht nur gegen gemeinsame Weihnachtsfeiern ihrer Gliederungen, sondern auch Gegen der Sitte, Schaufenster mit Weihnachtsbäumen auszuschnitten. Dadurch werde nur den Kindern der Zauber des Weihnachtsfestes genommen.

Ramentlich dann, wenn die arbeitslosen Eltern keinen Christbaum kaufen können. Allerdings schließt ihnen dafür Göring Palanen und Hasen.

Agitiert für die „Deutsche Freiheit“

„Briegeheimnis“

Majestätsbeleidigung im Privatbrief

Das Kölner Sondergericht verhandelte dieser Tage gegen den im Anstand lebenden 33jährigen Präses Jakob Stiller aus Bonn, dem die Anklage Beleidigung des Führers zur Last legte. Der Angeklagte hatte im September 1934 einer Dame in Baden einen Brief geschrieben, in dem von dem Führer in verächtlichen Ausdrücken gesprochen wurde; ferner hatte er das Ergebnis der Wahl angezweifelt.

Der Angeklagte verteidigte sich damit, er habe die in dem Brief enthaltenen Ausdrücke nicht in seiner Schule gebraucht, deshalb seien sie ihm geläufig, was den Vorsitzenden zu der Rückstellung veranlaßte, das sei nur dummes Geschwätz, der Angeklagte sei seit sechs Jahren von der Schule fort. Er habe sich auch nicht geschämt, die Behauptung aufzustellen, die Wahl sei gefälscht worden. Als Beugung wurde der Bruder des Angeklagten vernommen, der ausfante, sein Bruder habe ein schwarzes Herz und Magenleiden, er sei vollkommen herunter mit den Nerven, er reage sich über alles maßlos auf. Staatsanwaltschaftsreferent Winkler wies darauf hin, daß die wahre Gesinnung des Angeklagten aus dem Brief hervorgehe. Er beantragte ein Jahr Gefängnis. Das Gericht setzte zehn Monate Gefängnis fest mit der Begründung, daß man bei diesem Strafmaß den krankhaften Zustand des Angeklagten weitgehend berücksichtigen habe. Es hande sich aber um die Straftat eines gebildeten Mannes, die nur den Schluß auf eine verwerfliche Gesinnung zulasse, deshalb solle sie besonders schwer ins Gewicht.

Boxer-Au'arkie

Herr Schacht ist nun auch noch Sportdiktator geworden. Er hat dem Verbands Deutscher Kampfkämpfer unterlagt, künftig Kämpfe zu veranstalten, bei denen ausländischen Boxern die Kampfgeelder in Reichsmark gezahlt werden müßten. Auf diese Anweisung hin hat der Führerrat des belagerten Verbandes bekanntgegeben, daß er künftig Kampfvträge mit ausländischen Boxern erst dann geschließt, wenn die Devisenfrage völlig geklärt ist und der Veranstalter sich im Besitze der notwendigen Devisen befindet. Die Bezahlung ausländischer Boxer in Reichsmark ist strikte verboten. Im Interesse der Devisenbewirtschaftung ist bei Engagementsverhandlungen mit ausländischen Boxern stets zu vereinbaren, daß die Zahlarten für die Ein- und Rückreise vom Veranstalter im voraus bezahlt und übersandt werden. Die Genehmigung hierzu ist von der Devisenbewirtschaftungsstelle zu begehren.

Durch diese Bestimmungen wird der mit allseitiger Spannung erwartete Boxkampf zwischen Schmeling und dem Amerikaner Damas illusorisch, denn Damas verlangt seinen Anteil in guten amerikanischen Dollars. Es wird daher allgemein damit gerechnet, daß die Devisenstelle den Hamburger Veranstalter dieses Riesenkampfes die Genehmigung verweigern wird. Das hätte dem sportbegeisterten deutschen Volke einmal in der Weimarer Republik widerfahren sollen.

„Preußischer Kommiß“ Soldatengeschichten / von August Winnig

August Winnig, der Verfasser der vor dem Kriege erschienenen Schrift „Preußischer Kommiß“, ist heute glühender Nationalsozialist. Er dient der braunen Sache in Wort und Schrift, unter Preisgabe seiner Vergangenheit. Einst, als junger Proletarier, war er zum Sozialismus und zur Sozialdemokratie gekommen, bewegt von den hohen Gedanken der Freiheit und der Menschenrechte. Es gelang ihm, im freigewerkschaftlichen Bauarbeiterverband einen führenden Posten zu gewinnen. Nach der Umwälzung von 1918 wurde er Oberpräsident in Ostpreußen, damals freilich schon in seinem alten Bekenntnis zögernd und schwankend. Sein politisches Ende in der Republik führte der Kapp-Putsch vom März 1920 herbei. Es erwies sich, daß er der zweideutigen Haltung der Reichswehrkommandeure in jenen kritischen Tagen Vor-schub geleistet hatte.

Dann rutschte August Winnig immer weiter nach rechts. Er wurde der Vertrauensmann Hugenbergs und Stinnes, für deren Blätter er seine linke Feder in Bewegung setzte. Heute ist er einer von den 110-Prozentigen: wildester Nationalsozialist, begeisterter Militarist und nationalsozialistischer Schriftleiter. Sein Buch „Preußischer Kommiß“ hat er längst verleugnet, weil es die denkbar schärfste Anklage des militaristischen Kadavergehorsams darstellt, zu dessen Anbetern er heute gehört. Ein Grund mehr für uns, unseren Lesern einige Kapitel aus dem Buche August Winnig vorzulegen.

Auf Festung

5. Fortsetzung

Die Formalitäten bei der Aufnahme waren für mich recht einfach. Ich wurde in eine der gewöhnlichen Einzelzellen gebracht, wo ich den Tag über bleiben mußte. Ich brauche solche Zelle nicht erst zu beschreiben. Dunkel genug war sie. Nach einer Weile, wie lange wußte ich nicht, wurde die Tür aufgeschlossen. Unwillkürlich trat ich darauf zu, da blühte mir ein Bajonett entgegen: „Zurück!“ donnerte ein Kerl. Ich wich zurück und man brachte mir einen Napf mit Linsensuppe, das Mittagessen. Am Abend wiederholte sich das Schauspiel. Wieder trat ein Mann mit gefälltem Bajonett vor die Tür, während ein anderer das Essen hereinbrachte. Ich wunderte mich einigermaßen über diese wie mir schien allzu große Vorsicht. Später erkannte ich, daß dies alles zum Strafvollzug gehört, dessen Zweck es ist, den Gefangenen die feste Überzeugung von ihrer Ohnmacht beizubringen und diese Ohnmacht bei jeder, auch der einfachsten Gelegenheit zu demonstrieren.

Die Nacht verbrachte ich auf der harten Holzpritsche; eine Wolldecke zum Zudecken warf man mir, als es schon lange dunkel geworden war, herein. Natürlich konnte ich nicht schlafen obwohl ich die vorhergehende Nacht so gut wie ganz schlaflos durchgebracht hatte. Vergebens versuchte ich mit der Mühe und dem Rock ein weiches Lager zu bereiten. Im Korridor klang fortwährend der harte Tritt der Wache; auch das störte meine Ruhe, denn ich mußte unwillkürlich die Schritte zählen. Schließlich konnte ich es nicht mehr anhören. Ich stand auf und klopfte an die Tür. „Posten!“ rief ich. Es mochte etwas barsch geklungen haben.

„Was gibts?“ tönte es ebenso barsch draußen.
„Willst Du nicht etwas leiser auftreten, damit ich schlafen kann?“

„Maul halten!“
„Ich kann aber nicht schlafen, wenn Du dort immerzu umherstolperst!“

„Ruhe da drinnen!“ rief er gereizt.
„Ich verlange Ruhe!“
„Ich werde Sie melden!“

„Melde, aber promenierte weniger laut!“
Er ging fort und bald tönten laute, eilige Schritte, die zu mir kamen. Die Zelle ward aufgeschlossen, wieder ward erst das Bajonett hineingesteckt und dann kam ein älterer Sergeant. „Sie haben hier ruhig zu sein! Verstanden! Ganz ruhig!“

Er nahm mir die Decke fort und verschwand wieder. Der Posten aber trat nachher noch lauter auf als zuvor.
So ging die Nacht mit Wachen und Frieren hin.

Am anderen Morgen ward ich, wieder von einem Posten mit Bajonett, ins Geschäftszimmer gebracht. Die Personalien wurden aufgenommen. In ziemlich umständlicher Weise. Jedoch war mir das nicht unangenehm, denn ich konnte von dem Zimmer, das in einem oberen Stock lag, ein gutes Stück von der Stadt sehen.

Das Verhör begann: „Haben Sie außer Ihrer Mutter noch Verwandte?“
„Jawohl.“
„Nennen Sie die.“

Ich nannte sie. Zunächst elf Geschwister, mit Namen und Wohnung. Alles wurde gewissenhaft in eine Stammrolle eingetragen. Dann sieben Onkel und Tanten. Damit war eine Folioseite gefüllt.

„Das ist alles?“
„Nein, noch nicht.“
Ich nannte noch siebenundzwanzig Vettern und Basen, in Deutschland, der Schweiz und Amerika. Die dritte Seite war angefüllt.

„Weiter haben Sie keine Verwandte?“
„Doch, noch etliche Nichten und Neffen.“
„Nichten und Neffen?“
„Jawohl, sie haben teilweise sogar schon Kinder.“
„Na, die Kinder wollen wir nicht wissen.“

Auch die dritte Seite brachte ich noch voll. Dann konnte ich mich mit dem besten Willen auf nichts mehr besinnen. Aber schließlich fand ich doch noch einen Vetter. Süßes Wohlgefallen machte mein Herz hüpfend, als ich erklärte, ich hätte einen nahen Verwandten vergessen.

„Leutnant Reihel im 155. Regiment“, sagte ich innerlich triumphierend.
„Soll ich den eintragen?“ fragte der Schreiber.
„Nein“, entschied der Feldwebel, und mit einem grenzenlos verachtungsvollen Blick auf mich fügte er hinzu: „Der wird doch keinen ausgerückten Militärgefangenen verbergen.“

Damit war das erledigt. Dann wurde mir die Hausordnung vorgelesen. Entziehung des warmen Lagers, Entziehung des Mittagessens, Arrest, Zuchthaus, Tod. Glieder-abhacken fehlte dabei.

Dann kam die Einkleidung. Es gab einen schwarzen Arbeitsanzug, wie er in Zivilgefängnissen üblich ist, und

einen anderen von Militärtuch zum Dienst und Kirchgang. Zunächst mußte ich mich splitterfasernackt ausziehen und genügend weit von meinen Kleidern wegtreten, dann warf mir der Mensch die einzelnen Stücke zu und zwar zuerst die Mühe, zuletzt Hemd und Unterzeug. Das war sicher nicht zweckmäßig, von einem unbekleideten Standpunkt aus betrachtet, aber es gehörte zum Aufnahmeprogramm. Auch dies geschah nur, um den Gefangenen seine Ohnmacht, oder noch schärfer: seine Hilflosigkeit fühlen zu lassen.

Darauf wurde mir eine Stube zum Aufenthalt angewiesen, wo ich mein Bett in Ordnung brachte und einen kleinen Schrank reinigte. Damit füllte ich die Zeit bis zum Mittagessen aus. Ich hatte nun mein Asyl so ziemlich kennen gelernt. Das Gefängnis bestand aus einem fast halbrunden alten Festungswerk, der ehemaligen Bastion IV. An einem Flügel war ein neues Gebäude angebaut, das die Verwaltungsräume, die Arbeitsäle, die Unterkunftsräume für das Wachkommando und die Einzelzellen enthielt. In der Mitte des inneren Hofes stand eine kleine Kapelle, hauptsächlich für die „schweren Verbrecher“ bestimmt, die man nicht über die Straße zu transportieren wagte, und etwas davon entfernt ein wohl ebenso großes Häuschen, das aber mehr „irdischen“ Zwecken diente.

Das alte Bollwerk war entsetzlich dunkel, denn es empfing nur von der Hofseite Licht, und auch nur soviel, als die eisernen Stäbe und das dicke Drahtgitter durchließen. Auf der anderen Seite waren die Mauern bis zum Dach mit einem starken Erddamm zugeschüttet. Da es jetzt Frühling war, so war die Rückwand sehr naß, so naß, daß das überfließende Wasser wie an einer schwitzen Fensterscheibe herunterlief. Die Gefangenen waren stolz auf das Alter ihrer Behausung; es lief das Gerücht, daß schon der dreißigjährige Krieg über diese Erd- und Steinwälle hinweggebraust sei. In diesen Löchern befand sich das Gros der Gefangenen. Sie lagen in Stuben — ich benutze den offiziellen Namen — die je 16 bis 20 Mann faßten; es gab solcher Gelasse zehn. Sie waren nicht alle voll belegt, einige standen sogar ganz leer. Insgesamt waren zur Zeit meines Aufenthaltes gegen 130 Gefangene dort. Die besonders „gefährlichen“ von ihnen lagen im neuen Gebäude in sehr scharfer Einzelhaft, wo auch ich die erste Nacht verbracht hatte. Die Stuben für die „gemeinsamen Häftlinge“ waren ungefähr wie Kasernenstuben eingerichtet, es war sogar ein Luxusgegenstand darin, nämlich ein Spiegel. Unter diesem baumelte an einer Kette ein großes Brotmesser.

Vor dem Spiegel stand ich nun und betrachtete mich in meinem neuen Gewande. Erschreckt wandte ich mich von dem Bilde ab: über dem schwarzen, enganschließenden Anzug ein blasses Gesicht mit tiefliegenden Augen. Wie anders sah ich aus, als ich am Morgen des Gerichtstages in der festen Hoffnung auf Freisprechung zum Termin ging. Damals sah ich auch in den Spiegel und hatte rote Backen und helle Augen. Was hatten diese paar Tage schon aus mir gemacht.

Um 12 Uhr kamen die Gefangenen aus ihren Arbeitsälen auf den inneren Hof. Dort traten sie in zwei Gliedern an. Der Feldwebel schritt die Reihen entlang und musterte den Anzug. Bei manchem hatte er Ausstellungen zu machen, was er, wie es schien, sorgfältig notierte. Danach verlas er die verhängten Disziplinarstrafen, einige Tage Arrest usw., und verteilte mehrere Briefe für die Gefangenen an die Unteroffiziere. Die Briefe waren natürlich alle geöffnet und mußten, wenn die Gefangenen sie gelesen hatten, sofort wieder abgegeben werden. Auch mein Name war dabei aufgerufen worden. Dann konnten die Gefangenen abtreten und zum Mittagessen hinauf in die Stuben gehen.

Als die Leute hereinkamen, war ich natürlich gleich der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit. Da aber der Unteroffizier mit herein kam, so wagten sie nicht mich anzusprechen, sondern betrachteten mich nur mit neugierigen und keineswegs freundlichen Blicken. Der Unteroffizier, ein bartloses Bürschchen von kaum 20 Jahren, examinierte mich und handigte mir einige Briefe ein. Als er hinaus war, wollte ich die Briefe lesen, ich kam aber nicht dazu, denn ich mußte nun erst Antwort auf die Fragen, die mich umschwirrten, geben.

Emigranten

... Das ist der Fluch des unglückseligen Landes. Wo Freiheit und Gesetz danieder liegt, daß sich die Besten und die Edelsten verzehren müssen in furchtlosem Haß, daß die fürs Vaterland am reinsten glühenden, gebrandmarkt werden als Land's Verräter, und, die noch jüngst des Landes Retter hießen, sich flüchten müssen an des Fremden Herd. Und während so die beste Kraft verdirbt, erblühen wuchernd in der Hölle Segen, Gewalttat, Hochfahrt, Feigheit, Schergendienst...“
(Ludwig Uhland im Prolog zum „Herzog Ernst von Schwaben“.)

„Sechs Wochen? Schlappstiebel!“ ließ sich einer vernahmen.
„Damit brauchst erst gar nicht herzukommen,“ meinte ein anderer.

„Die Sechswöchigen mögen wir gern!“ rief ein Dritter ironisch lachend.

„Ja, das sind grad die Richtigen! Denken immer, daß sie besser wären als wir,“ unterstützte ihn ein Vierter.

Ich überlegte, wie ich mich am besten dabei verhalten sollte. Denn das war mir sofort klar, daß mein Wohlergehen während der Strafzeit viel davon abhing, wie ich zu diesen anscheinend schwer gefaßten Leidensgenossen stand. Ihnen schmeicheln, paßte mir nicht. Mit Frechheit kam ich sicher nicht weit; ich wollte, so weit es ging, einen Mittelweg wählen, der weder mich noch sie kränkte. Ich sagte darum ruhig: „Laßt das sein. Ich glaube, es wird uns hier schon schlimm genug gemacht, so daß wir es uns nicht noch schlimmer zu machen brauchen.“

„Das wirst Du bald merken!“ rief ein kleiner Kerl mit strohgelbem Haar und blassem Gesicht, derselbe, der die „Sechswöchigen“ so gern leiden mochte. „Bring Deinen Napf, daß ich Dir eintun kann, wenn Du essen willst.“

Der Kleine führte das Wort; ich merkte, daß er hier die Autorität verkörperte. Ich aß, und obwohl das Essen schlecht und geschmacklos war, würgte ich es doch hinunter, denn ich war, da ich den Tag zuvor nichts gegessen hatte, sehr hungrig.

Nach dem Essen empfing ich die Instruktion des Kleinen. Er war Stubenältester und hatte für Ordnung aufzukommen. Infolgedessen bestimmte er, welche Verrichtung den einzelnen Leuten zufiel. Es gab deren sieben oder acht Klassen. Die schlechteste Arbeit traf die Jüngsten. Je älter die Insassen, desto leichter war ihr Stubendienst. Dieser Ordnung mußte sich jeder fügen. Der Kleine fragte mich nach meinem Beruf. Ich sagte ihm, daß ich Handwerker sei.

„Was?“ sagte er verwundert, „das ist selten, daß hier einer ein armer Bruder ist. Meistens sind sie Kaufleute, wohlhabende Leute. Da man die Wahrheit hier nicht erfährt, so schneiden die meisten, die hier herkommen, ganz unverschämte auf. Sie schwindeln alle, daß sie draußen großartige Kerls wären. Es glaubt ihnen aber kein Mensch, denn wer erst länger hier ist, weiß, daß das eine Krankheit der meisten Menschen ist, die sich dadurch interessant und wichtig machen wollen.“

Ich glaube nun, daß ich mich mit meiner Wahrheitsliebe recht gut eingeführt hätte, er zerstörte aber meine Illusionen, indem er hinzufügte: „— und die es nicht tun, sind in der Regel dumm.“

Nachdem der Kleine mir alles gesagt und erklärt hatte, verließ er mich mit dem Trost: „Du weist nun Bescheid. Mache alles so und vernachlässige nichts, sonst gibt es sofort Strafen. Redne auch nicht darauf, daß Dir jemand bei Deiner Arbeit hilft, davon ist bei uns keine Rede. Hier ist jeder für sich verantwortlich und keiner kümmert sich um den anderen.“

Nun fand ich Zeit, die Briefe zu lesen. Meine Verwandten wünschten mir Glück zum Geburtstag — der war heute; ich hatte noch nicht daran gedacht. Zu Hause wußte man nichts von meiner Geschichte. Sie glaubten dort, ich sei in der Garnison und zählte die Tage, die ich noch zu dienen hatte. Ein Sturm von Gedanken und Gefühlen brauste durch meine Brust. Ich will sie nicht schildern, denn ich kann es nicht...
Die Mittagspause dauerte zwei Stunden. Nun mußte auch ich mit hinaus und mir eine Arbeit zuteilen lassen.

„Wo ist der Zuwachs?“ rief draußen der Feldwebel. Ich ging zu ihm und meldete mich.

„Daß muß schneller gehen, Mann! Bei uns wird alles im Geschwindigkeit gemacht. Tempo hundertundzwanzig. Eins zwei, eins zwei muß das gehen! Können Sie Zellen weißen?“
„Jawohl.“

„Dann weißen Sie Zellen. Sie melden sich bei dem Sergeanten, der da am Eingang zum Magazin steht.“

Als die einzelnen Arbeitsgruppen mit bewaffneter Bedeckung zu ihren Plätzen abgerückt waren, begab ich mich zu dem mir gezeigten Sergeanten, bei dem jetzt noch ein hochaufgeschossener magerer Gefangener mit schwarzem Haar und verlebtem, waschlederartigem Gesicht stand. Das war der Maler der Bastion, dessen Kollege ich nun war. Ich erhielt Pinsel und Eimer und dann gings an die Arbeit. Wir arbeiteten jedoch nicht zusammen, sondern jeder für sich und unter bewaffneter Aufsicht.

Zuerst war mir das sehr unbehaglich, aber nach einigen Tagen gewöhnte ich mich daran und achtete nicht mehr darauf. Zudem hatte meine Arbeit den Vorteil, daß sie mich von der Teilnahme am Exerzieren entband; denn man hatte es der bevorstehenden Inspektion wegen sehr eilig, die alten, schmutzigen Boden etwas freundlicher zu machen. Diesen Vorteil verstand ich erst voll zu würdigen, als ich einmal in einer Zelle arbeitete, von der ich dem Exerzieren zusehen konnte. Ich war von der Truppe her nicht verwöhnt, aber was man hier verlangte, übertraf doch alles, was ich bisher auf Exerzierplätzen gesehen hatte. Es wurde zwar ohne Waffen geübt, aber doch so andauernd und angespannt, daß es den Leuten schwerer fallen mußte, als der reguläre Waffendienst. Dazu kam noch die schlechte Kost. Es gab außer einem Viertel Brot nur Mittagessen, das gewöhnlich aus schwach gefettetem Gemüse bestand, und zum Abend irgendeine dünnschleimige Suppe, die allerlei stolzklingende Namen hatte. So gab es eine Prinz-Heinrich-Suppe, eine Prinz-Adalbert-Suppe und eine Königin-Luisen-Suppe. Sie waren alle gleichermaßen ekelhaft. Die Mehrzahl der Gefangenen war auf diese Kost angewiesen. Erst vom vierten Monat an konnten einzelne, die mehr arbeiteten, als sie nach der Gefängnisordnung mußten, kleine Zulagen erhalten. Bei ganz immensem Fleiß, bei besonders guter Arbeit und bei hervorragender Führung konnte diese Zulage bis auf neun Pfennig für den Tag steigen, wovon die Gefangenen ein Drittel zur Verbesserung der Kost verwenden durften. Das war nicht viel, aber einige ganz alte Knaben hatten es doch dahin gebracht, daß sie sich eine kleine Tabakspfeife zulegen konnten.

Verbringen Sie die Jahreswende fern von Politik und Händel im sonnigen Fürstentum Liechtenstein
Waldhotel, Villenkolonie Vaduz
 Eröffnet 1932 - Städtischer Komfort - Pension 8 und 10 sfrs. Arrangements - Idealer Daueraufenthalt für Ruhebedürftige - Rechtzeitige Anmeldung empfehlenswert - Telefon Vaduz 125 Station der internationalen Züge. Buchs

erlöse Existenzgründung

bietet sich kapitalkräftigem Herrn, durch Übernahme eines führenden und rentablen Geschäftes in der Hauptstadt einer demokratischen Republik, da der Eigentümer sich krankheitsbedingt zurückziehen muß. Möglich auch Beteiligung in groß. Kapitalanlage. Nur streng seriöse Anfragen an: Dr. H. Bloch, Pösch, Zbrojnická 2 - C. S. 4.

EUROPA-VERLAG, ZÜRICH

August Forel
 RÜCKBLICK AUF MEIN LEBEN. Großformat, 14 Bilder. Kartoniert Fr. 6,50, Leinen Fr. 8,50. Die Erinnerungen des großen Arztes, Menschen und Wissenschaftlers.

André Malraux
 SO LEBT DER MENSCH. Prix Goncourt 1933. Kartoniert Fr. 5,50 Leinen Fr. 7,50. Dieses Buch ist mehr als weis: es ist tief und schön zugleich, schön in allem Grauen u. in aller Traurigkeit. Nationalzeitung, Basel

Pertinax
 OESTERREICH 1934, die Geschichte einer Konterrevolution. Kart. Fr. 5,- Leinen Fr. 7,-. Ein ausgezeichnete Kenner der österreichischen Verhältnisse schrieb dieses hochbedeutsame Buch. Volksrecht, Zürich.

Konrad Heiden
 GEBURT DES DRITTEN REICHES. Kart. Fr. 5,- Leinen Fr. 7,-. Dieses Buch kann das Buch der Generation werden, die aus dem deutschen Unheil lernen will, um es zu überwinden. Arbeiter-Zeitung, Wien

C. u. H. Michaels - W. O. Somin
 DIE BRAUNE KULTUR, ein Dokumentenspiegel. Kart. Fr. 5,- Leinen Fr. 7,-. So vollkommen ist dieses Werk, daß auch der verborgendste Winkel des braunen Chaos darin abgelenchtet wird. Das Neue Tagebuch, Paris



Walther Rode
 DEUTSCHLAND IST CALIBAN. Streitschriften Pamphlete. Kartoniert Fr. 3,50, Leinen Fr. 5,-. Das Beste, was ich seit Nietzsche über die Deutschen gelesen habe. Emil Ludwig

Abonnementsannahme für das Jahr 1935

auf die führende in Moskau erscheinende deutsche Tageszeitung

„Deutsche Zentral-Zeitung“

Wenn Sie in vollem Umfange über die Sowjetunion informiert sein wollen, so empfehlen wir Ihnen die „Deutsche Zentral-Zeitung“ zu abonnieren.

Die „Deutsche Zentral-Zeitung“ veröffentlicht die erschöpfendste Information und maßgebendes Material über alle Fragen der Politik, Wirtschaft und des Kulturlebens der Sowjetunion und des Auslandes.

Bezugspreis: 1 Jahr - USA-Dollar 8,-, 1/2 Jahr - USA-Dollar 4,25

Bestellungen sind zu richten an:

„Meshdunarodnaja Kniga“ Moskau, Kusnetzkij Most 18 oder „KNIGA“, Buch- und Lehrmittelgen. m. b. H., Berlin W. 35, Kurfürstenstr. 33

Plakate

für alle Zwecke
 Buchdruckerei
 Volksstimme
 Saarbrücken 3

Wichtige Neuerscheinung für jeden Politiker!

BEER, Dr. M.

Die auswärtige Politik des „dritten Reiches“

kartoniert Fr. 25,- gebunden Fr. 35,-

Polygraphischer Verlag AG, Zürich 1

Zu beziehen durch:

Buchhandlung der Volksstimme

Saarbrücken 2, Trierer Straße 24
 Neunkirchen, Hüttenbergstraße 41

Auto-Fahrschule

durch die Akademie d'Auto des Champs-Elysees
 Kursus 10 Lektionen Gemeinschaftsunterricht, Bereitstellung des Wagens für die Prüfung, Erlangung aller Wege bei der Probefahrt, Gesamtzahl 140 - sfrs. Eine Lektion 15 - sfrs. Internationaler Führerschein. Kauf und Verkauf von neuen und gebrauchten Wagen. Man spricht deutsch.
 28 Av. des Champs-Elysees, am Lido, links 74 Av. Mozart, (Métro Jaurès) Tel. Elysees 33-22

Staatenlose und Emigranten

können einwandfrei Staatsangehörigkeit mit Paß in zirka 14 Tagen erhalten. Diskussion zugesichert.
 Anfragen an OF 5837 Z Orell Föllmi-Annoncen, Zürich (Schweiz)

Saarländerin

seiner 25-40 Jahre, ab 1. Jan., um sich m. 3 Kind. zu beschaft., sie deutsch zu lernen u. etw. im He-land zu helfen von franz. Fam. ges. Zuschr. an Publ. M. 121, 51, rue Turbigo, Paris, unter Nr. 2939.

Auch v. Siemens zurückgetreten

Berlin, den 8. Dezember.

Der Rücktritt des Präsidenten des Verwaltungsrats der deutschen Reichsbahngesellschaft, Karl Friedrich von Siemens, hat hier beargwöhnliche Aufsehen erregt. Siemens gehört nicht nur zu den prominentesten Vertretern der deutschen Industrie, sondern er hatte den Posten des Präsidenten des Verwaltungsrates seit dem Jahre 1924 ununterbrochen bekleidet. Besondere Beachtung verdienen mit Siemens aus dem Verwaltungsrat solche bedeutende Persönlichkeiten, wie der ehemalige Oberpräsident von Preußen, von Batocki und der frühere Präsident der Industrie- und Handelskammer Breslau und dann später Berlin, Dr. Grund sowie einige andere prominente Persönlichkeiten der deutschen Wirtschaft zurückgetreten. An Stelle dieser hervorragenden Wirtschaftler sind zu Mitgliedern des Verwaltungsrates angeführte Parteibonzen und Beamtenkreuzer ernannt worden. Unter den neuen Verwaltungsratsmitgliedern befinden sich völlig unbekannt Parteilager, wie ein Stadtschreiber beim Reichsbahnbauamt (so was gibt's auch), ein Stadtschreiber beim Verbindungsbau der RSDAP; auch ein Konteradmiral scheint die geeignete Persönlichkeit zu sein, um eine solch hervorragende Persönlichkeit der Wirtschaft, wie Dr. Grund, zu ersetzen.

Es läßt sich vorläufig noch nicht klar erkennen, was die eigentliche Ursache des Rücktritts von Siemens und der anderen Verwaltungsratsmitglieder ist. Aber es kann so gut wie gar keinen Zweifel unterliegen, daß dieser Rücktritt deswegen erfolgte, weil auch in der Reichsbahngesellschaft nicht löbliche, sondern parteipolitisch demagogische Erwägungen Oberhand nehmen, insbesondere bei Erteilung der wirtschaftlich nicht gerechtfertigten Arbeitsbeschaffungsausträge. Außerdem ist die finanzielle Lage der Reichsbahn, über die wir kürzlich berichtet haben, außerordentlich gespannt. Es sollten deshalb, wie wir hören, auf Vorschlag des Herrn von Siemens verschiedene Sparmaßnahmen getroffen werden, mit denen jedoch der Reichsverkehrsminister, der unter Druck der Partei handelt, sich nicht einverstanden erklärte.

Um Lavals Romreise

Paris, den 8. Dezember.

In hiesigen politischen Kreisen wird erklärt, daß Mussolini den Außenminister Laval, während dessen Aufenthalt in Genä, durch Baron Aloisi wissen ließ, daß er Laval in aller nächster Zeit gerne in der italienischen Hauptstadt sprechen möchte. Da die französisch-italienischen Verhandlungen recht vorgeschritten sind, und einen günstigen Verlauf genommen haben, so wird hier angenommen, daß die Begegnung Lavals mit Mussolini voraussichtlich noch vor den Weihnachtseiertagen stattfindet.

Das Land der Bank- und Börsenfürsten

Der neue Feldzug gegen die Juden

London, den 8. Dezember.

Nach dem „Times“ bringen nun auch andere große englische Zeitungen Meldungen aus Deutschland, in denen von einer Erneuerung des Feldzuges zur Ausmerzungen der Juden aus dem deutschen Wirtschafts- und Kulturleben die Rede ist. Die Zeitung „Observer“ gliedert diese Meldung wie folgt:

Mit grimmiger Hartnäckigkeit setzen die Nationalsozialisten ihren Feldzug gegen die Juden fort und nehmen dabei auf die zerrüttete wirtschaftliche Lage des Landes und die Schrecken des heranrückenden Winters keine Rücksicht. Die Bankiers sind die einzige Klasse deutscher Juden, die bisher im wesentlichen den Verfolgungen entgangen sind. Alle anderen werden erzwungen, aus dem Erwerbs- und Berufsleben ausgeschieden. Auch der deutsche Handel wird judenrein gemacht. Ärzte, Anwälte, Privatangehörige, Inzerat-Agenten, Bildhauer, Maler, Architekten und alle anderen Angehörigen freier Berufe müssen ihre Stellungen verlassen oder ihre Erwerbstätigkeit einstellen.

„Observer“ stellt fest, daß die deutsche öffentliche Meinung solche Härte in einem wachsenden Maße verabscheut, daß selbst die Mitglieder der Regierung von der Wirkung dieses Feldzuges peinlich berührt sind, daß aber diejenigen Anhänger der Regierung, denen alles feil ist, es verstehen, sich jenseits aller Kontrolle zu stellen.“

Große Baupläne in Paris

Enteignung der „Zone“

Paris, 8. Dezember.

Im Pariser Stadtrat findet zur Zeit eine große Debatte über das ungewöhnlich wichtige Problem der Enteignung und Neubebauung der sogenannten „Zone“ statt. Die „Zone“ sind jene hinter dem ehemaligen Festungsgürtel von Paris liegenden Vorortkolonien, in denen die Kernstädte der Armen, aber auch Verbrecher Unterschlupf und Heimstätten in elenden Holzlauben gefunden haben. Die beschlossenen Maßnahmen sollen in zwei Stadien ausgeführt werden, d. h. die Stadt Paris soll die Enteignungen bis zum Jahre 1945 beendet haben und der Wiederaufbau soll seinen Abschluß im Jahre 1975 finden. In vierzig Jahren wird die Stadt Paris für die gänzliche Schließung des Festungsgürtels und für die Neubebauung der Paris in einer Breite von 300 Meter umgebenden Zone die Kleinigkeit von 4,161 Millionen Franken ausgeben, dagegen nur eine Gesamtentnahme von 1,432 Millionen haben. Damit die Pariser durch dieses Programm nicht zu stark steuerlich belastet werden, sollen dem Budget

alljährlich 60 Millionen kreditiert werden. Einzelne Stadtverordneter wenden sich gegen die gänzliche Enteignung der Zone, da z. B. u. a. im zwanzigsten Bezirk, das ist im Nordosten von Paris, annehmbare Siedlerstellen entstanden seien.

„Deutscher Herkunft“

Paris, 8. Dezember.

„L'Humanité“ meldet aus Bagdad, daß die rumänische Polizei in der Umgegend von Belz in Westarabien zwei Waffenlager, die rumänischen Nazis gebildet, entdeckt hat. Die Munition, zahlreiche Maschinengewehre, die Gewehre, die dabei beschlagnahmt wurden, sind sämtlich deutscher Herkunft.

BRIEFKASTEN

London, Sie schreiben uns: „In Nr. 26 bringen Sie unter der Überschrift: „Durch Guckloch“ folgenden Satz: „Auf dem alten ehrwürdigen Vere Vahalle in Paris schließt ... Heinrich Heine“. Das stimmt nicht: Er ruht auf dem Friedhof Montmartre. Wollen Sie das bitte berichtigen. — Was hiermit, im Namen des Autors, jetzt ist geschieht.“

G. H., London. Sie teilen uns mit: In London hat sich eine deutsche Köchin erhoben. Sie, die kürzlich eine Reise nach Deutschland unternommen hatte, hinterließ einen Abschiedsbrief an eine Freundin, in dem sie u. a. schrieb: „Ich werde gern, weil mich die Juden bis hierher verfolgen. Ich werde für Hitler und das Vaterland.“ Bei dem Gerichtsverfahren, das hier allen Selbstmorden folgt, wurde sie für gelbeskrank erklärt. Der Richter konnte nun einmal nicht begreifen, warum ihr Tod Hitler nützen sollte. Er weiß eben nicht, daß weite Teile des deutschen Volkes von der gleichen Gelbeskrankheit befallen sind.“

„Freiheit“-Leser in Paris. Recht hat Ihr: Heinrich Heine liegt auf dem Montmartre-Friedhof und nicht auf dem Vere Vahalle, wie G. H. Roth, allerdings einem unter Deutschen verbreiteten Glauben folgend, es behauptet hatte. In derselben Zeit brachte das deutsch geschriebene Prager Regierungsblatt ein Denkschrift, in dem derselbe Irrtum enthalten war. Und wenn schon etwas am grünen Holze geschieht...“

H. A. J. Gelegentlich eines Besuchs hatten Sie Gelegenheit, einen Ihnen befreundeten Regierungsbeamten aus dem Postministerium zu sprechen. Er sagte Ihnen u. a.: „Es ist ein Unfug zu sagen, wir hätten etwas erfunden wie Todesstrahlen oder ähnliches; wir sind auf nichts vorbereitet, und es wäre deshalb ein Wahnsinn, Krieg zu führen.“

Saden. Ein befreundeter Reichswehrsoldat hat Ihnen unter anderem geschrieben, „daß in selbigelegten Turnüssen alle Reichswehrsoldaten Führerschleife erwerben müssen.“

Für den Gesamthalt verantwortlich: Johann Pflü in Dudweiler; für Inzerate: Otto Kub in Saarbrücken Botallanddruck und Verlag: Verlag der Volksstimme GmbH, Saarbrücken 2, Schützenstraße 8. — Schließfach 776 Saarbrücken.

Heute neu: „Grenzland“ die unabhängige deutsche Wochenzeitung